



1912

Als unsre großen Dichterinnen noch kleine Mädchen waren

Charlotte Niese

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection, covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophpm_poetry

 Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Niese, Charlotte, "Als unsre großen Dichterinnen noch kleine Mädchen waren" (1912). *Poetry*. 251.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophpm_poetry/251

This Article is brought to you for free and open access by the Poetry and Music at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Poetry by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Als unsre großen Dichterinnen noch kleine Mädchen waren (Poetry Collection, Reference)

This Text was Edited and Prepared as a German 343 Class Project. Esko Felin, Project Manager, with Carl Haynie, Johannes Gappmeier, Kurt Reber, Ethan Taylor, Kristie Eysser, and Melanie Antuna. Brigham Young University

Inhalt, Vorwort

[5]

Als unsre
großen Dichterinnen
noch kleine Mädchen waren

Selbsterzählte Jugenderinnerungen von

Ida Boy-Ed, Hedwig Dohm,
Enrica von Handel-Mazzetti,
Charlotte Niese, Clara Viebig,
Hermine Villinger, L. Westkirsch

[6]

Inhalt

Vorwort	7
Ida Boy-Ed.	9
Hedwig Dohm.	17
Enrica von Handel-Mazzetti.	59
Charlotte Niese.	67
Clara Viebig.	85

Hermine Villinger.	119
Luise Westkirch	131

[7]

Vorwort.

Genau ein Jahr ist's her – damals erschien ein kleines Buch, der ältere Bruder dieses Büchleins hier, und aus dem Titelblatte stand das rückschauende Wort: "Als unsre großen Dichter noch kleine Jungen waren." Das kleine Büchlein damals hat sein Glück gemacht; die träumersischen Dichterstimmen, die es in sich schloß, die hellen Jungensaugen, die darin lebendig wurden und aus den bedruckten Blättern leuchteten, haben in vielen, vielen Lesern die Tage eigener Jugendseligkeit wieder geweckt. Dankbar zustimmende Worte sind dem Verlag zugeflogen, und vielfach hat sich an den Dank ein Wunsch geknüpft: Durch dich haben die Dichter uns das Land ihrer Jugend aufgeschlossen – gib uns ein weiteres Buch, darin uns unsre Dichterinnen die Träume ihrer Mädchenjahre anvertrauen, in dem die Frauen, die

8

wir heute als Auserwählte lieben, uns erzählen: dieses war meiner Kindheit Freud und Leid, so war mein früherer Weg, und so bin ich geworden. –

Und ich habe bei unsern Dichterinnen angeklopft und meine Bitte vorgebracht. Das Büchlein hier umschließt die Ernte, die ich empfang, Frohsinn und Schwermut sind zu einem Kranz gewunden, der nimmer welkt: kluge Frauen, von denen jede den Frühling und den Sommer des Lebens sah, sprechen von Tagen, da die Sonne noch viel heller schien als heute und da der Himmel noch viel blauer über der Sehnsucht ihrer Jugend stand.

Und tausend Frauen, die einstmals die gleiche Sehnsucht trugen, werden die Dichterworte an die Seele rühren!

Leipzig, im Herbst 1912.

Der Verleger.

Ida Boy-Ed

[9]

Ida Boy-Ed

[10]

11

Das beherrschende Gefühl meiner Kindheit war Furcht! Die Seelen furchtsamer Kinder sind immer mit Leiden beladen, von denen sich Menschen ohne Phantasie keine Vorstellung machen können. Welches Ungeheuer ist allein die Dunkelheit. Aus ihr schleichen die furchtbarsten Gefahren, Entsetzlichkeiten, Übernatürlichkeiten auf das Kind zu, um es zu verfolgen, zu vernichten! In meinem Bette liegend, konnte ich, von Angst gelähmt, auf ein grauenvolles Phänomen hinstarren, das ein Totenhaupt über einem Knochenbündel schien – und es war vielleicht ein Kleidungsstück, das durch eine Spalte im Fensterladen von einem Mondstrahl getroffen wurde. Wenn es hieß durch einen dunklen Korridor gehen, griffen unsichtbare Hände nach meinem Rücken, meinen Beinen. Ich verbarg nachts meine Hände unter der Bettdecke, aus Furcht, daß

12

Diebe oder Mörder, die im Zimmer verborgen sein könnten, mich an den Händen erfassen würden. – Die Erziehung, wenigstens die, welche man an mich wandte, suchte dieser Furcht durch Strenge und Verspottung zu begegnen und vergrößerte dadurch das Unglück, denn solche Furcht ist ein Unglück für ein Kindergemüt.

Außer dieser Todfeindin, die mir die Dunkelheit war, hatte ich noch eine andre. Nämlich die große Familie der Spinnen. Der Ekel gegen diese war und ist noch so stark in mir, daß ich Erbrechen bekommen kann, falls mir ein besonders großes Tier dieser Art zu nahe kommt. Wilhelm Bölsche sagte einmal, als er die Weisheit der Natur rühmte, die Gepräge und Größe der Wesen so wohl gegeneinander abzuwägen versteht: wenn die Spinne die Größe des Löwen hätte, würden wir vor Schreck erstarren! Meine Spielgefährtinnen nun fanden ihr besonderes Vergnügen daran, Spinnen zu sammeln und,

13

sie an Stecken hängen lassend, mich damit zu verfolgen.

Diese beiden Gräßlichkeiten nahmen alles in Anspruch, was an Feigheit und Grauen in mir war, so daß für andre Dinge nichts übrig blieb und ich allen andern Erscheinungen und Anforderungen mit einem an Gleichgültigkeit grenzenden Mut gegenüberstand. Wir, meine Schwester und ich, liefen auf drei Finger breitem Eisengeländer, haushoch über brausenden Schleufen, wir schifften auf Eisschollen über tiefe Gräben, wir saßen auf ungesattelten Pferden, handelten mit Maikäfern und gingen mit allen möglichen Insekten freundlich um. Kein Gewitter konnte uns tobend genug sein, und wenn drohendes Hochwasser nicht so arg wurde, daß es in die Stuben kam, wurden wir enttäuscht. Wir lebten eben in der Natur, an der Marsch, das Wasser sprach zu uns und unsrer Phantasie.

Der Überreichtum dieses Stückchens Welt beunruhigte meine Gedanken, die fortwährend

14

höchst wichtig beschäftigt waren. Nie konnte ich aber in der Schule Sammlung für mir langweilige Dinge aufbringen. Man verstand auch gewiß nicht, mich zu fasseln. – Ich konnte noch nicht orthographisch richtig schreiben – *das* habe ich überhaupt erstaunlich spät gelernt – als ich schon Geschichten verfaßte. – Ich nähte aus Schreibpapier kleine Bücher, handgroß kaum, malte auch Bilder hinein, die die Vorgänge illustrierten und verlieh diese Werke dann gegen eine Gebühr von 3-4 Stecknadeln. (Stecknadeln waren überhaupt unsre Münzen, auch beim Maikäferhandel und wenn wir von Kameraden Pflanzen für unser Beet erstanden.) In einem dieser Bücher war die kleine Heldin ein schlechtbehandeltes Kind, und die böse Mutter starb nachmals an Gewissensbissen. Im Bilde ihres Todeskampfes hatte ich ihr ein grünes Kleid gemalt. Meine großen Geschwister bekamen das Werk in die Hände und das Necken nahm kein Ende. Noch

nach Jahren hieß es in der

15

Familie, wenn jemand ein grünes Kleid trug: hast du Gewissensbisse?

Kinder necken, und noch dazu phantasievolle, träumerische, heißt sie mißhandeln. –

Einen Tag im Jahre gab es, wo wir gänzlich grundlos und sinnlos wie betrunken von Glück waren. Und das war am ersten Mai! Der Klang des Wortes glaube ich, tat es uns an. Ein Wahn war in uns, als stehe etwas Schönes sofort bevor. In der Erinnerung ist mir, was ja unter gar keinen Umständen der Fall gewesen sein kann, als habe in meiner Kindheit immer am 1. Mai die Sonne geschienen. Wir liefen aufs Feld hinaus; die Brackkoppeln waren lila und gelb von Stiefmütterchen, auf den Roggenfeldern stand die junge Saat grellgrün. Fern blauten im feuchten Dämmer die schmalen, durch Entwässerungsgräben getrennten Felder der Marsch. Und ganz drüben, hinterm Deich wußte man die Elbe, und sie floß in den Ozean – wie war alles weit, fern, groß, unbestimmt – und

16

vielleicht berauschte das die Phantasie, und vielleicht waren wir deshalb glücklich und ahnten nicht warum.

In meinem dreizehnten Lebensjahre übersiedelte mein Vater nach Lübeck. Ich kam in die Stadt, und obgleich wir dort ein riesiges, uraltes Patrizierhaus mit geheimnisvoll geräumigen Böden hatten, obgleich wie die Trave vorbeifloß und durch Schiffverkehr und Hochwasser auch viel Anregung gab – die Kindheit war für mich doch zu Ende, als ich nicht mehr in Garten und Feld leben durfte.

Hedwig Dohm

19

Hedwig Dohm Kindheitserinnerungen einer alten Berlinerin

Das heiße, leidenschaftliche Tempo, in dem die Zivilisation in den letzten 50 Jahren förmlich mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsrast, grenzt ans Wunderbare. Es gab aber auch Zeitperioden des Beharrens, wo die Zeit sehr viel Zeit hatte, wo es schien, als partizipiere sie an Eigenschaften lebendiger Wesen, als bedürfe sie des Ausruhens nach außerordentlichen Kraftausgaben.

Auf die stürmischen Husarenritte der großen französischen Revolution, der Welt – und Befreiungskriege, der Entdeckung der Dampfkraft und ihrer Verwertung folgte eine Erschöpfungspause, eine lange Ruhe zum Sammeln neuer Kräfte.

In ein solches Zeitalter bin ich hineingeboren. Eine sachte, zahme Zeit, eine Zeit ohne

20

Jugend, ohne Rausch. Eine Zeit wie für alte Leute.

Weit, weit zurück liegen meine Erinnerungen an die Kinderjahre, zurück bis zu den Zeiten, wo es noch keine Omnibusse gab; selbst in den kühnsten Phantasien tauchte noch nicht der Schatten eines Autos auf. Aber klapperige Droschken gab's, die für fünf Groschen die weitesten Strecken auf holperigem Pflaster durchrasselten. Sie wurden wenig benutzt. Fahren war Luxus. Es ließ sich ja auch so gemächlich

schlendern über die stillen Straßen und Dämme; keine Gefahr, gerädert zu werden.

Ja, ja, ihr lieben Leute, vor 60 oder 70 Jahren sah es in Berlin anders aus als heute, sagenhaft anders. Eine kleine, kleine Welt – heut eine große, große Welt.

Die Telephone waren noch nicht einmal Luftschlösser, mit der Tendenz, sich zur Erde niederzulassen. Dagegen gab es Rinnsteine – übelriechenden Angedenkens – aber keine Wasserleitung. Wenn wir Kinder Sonnabends

21

gebadet wurden – hoffentlich nicht alle 16 in demselben Wasser – mußte das kalte Wasser eimerweis (klingt legendenhaft) aus dem Hofbrunnen geholt werden. In großen Kesseln wurde es auf dem Herd heiß gemacht.

Zwar waren die Kienfackeln längst erloschen, das Talglicht brannte nur noch in den Hütten der Armen, aber kein Gas, keine Elektrizität spendeten ihre gloriosen Lichtfluten: Abend – und Nachtsonnen gleichsam, die nordischer Winter Trübisse fortstrahlen, freilich auch das üppige Nachtleben Berlins begünstigen.

Selbst die Petroleumquellen hatten sich noch nicht geöffnet. Mit Öllampen fristete man spärlich seine abendliche Existenz; Lamben, die man füglich Nägel zum Sarge der Dienstboten nennen konnte, so schwierig war ihre Instandhaltung.

Gar nicht aufzuzählen, was es damals alles nicht gab. Nicht einmal Feuerbestattungen (die doch den Vorteil haben, daß man sich im Grabe nicht umzudrehen braucht, wenn da

22

oben Gräßliches geschieht) und keine Massage, der Rettungsanker zu beliebter Weltdamen.

Und – werdet ihr's glauben? – keine Blusen! Heut für Haus und Reise das unentbehrlichste Kleidungsstück. Vor ungefähr fünfzig Jahren heckte die kühne Phantasie eines sensationslüsternen Schneiders die ersten Blusen aus. Feuerrote Flanellblusen waren's. Garibaldiblusen nannte man sie.

Vor dem Potsdamer Tor hörte die Stadt so ziemlich auf. Ein wirkliches Tor, mit gewaltigen eisernen Flügeln, vor denen Leute mit Körben oder Taschen, die von draußen kamen, nach Konterbande von Mehl oder Fleisch (zu verzollende Waren) inquiriert oder gar visitiert wurden.

In dem ersten Teil der Potsdamer Straße standen in Zwischenräumen unansehnliche Häuser, jenseits des Landwehrgrabens (jetzt Kanal) nichts. Sandflächen wechselten mit Wiesengründen und spärlichem Baumwuchs ab, teilweise benetzt und gegrenzt von den altersmüden Gewässern des Landwehrgrabens.

23

In nächster Nähe des Wassers lagen die beliebten Gartenlokale von Moritzhof und Albrechtshof. An schönen Sommer oder sonstigen Wintertagen machte der Berliner dahin Ausflüge.

Im Winter lief man auf dem Graben Schlittschuh und labte sich nacher in den kleinen dunstigen Stuben von Moritzhof and heißem Kaffee und Kuchen. Im Sommer schleckte man in den Gärten saure Milch, schön dick mite geriebenem Brot und viel Zucker bestreut. Diese liebe, alte, süße, saure Milch scheint nun auch im Rang heruntergekommen aufs Land verzogen. Vielfach wird sie von der modernen, hygienisch geschulten Welt durch ein medizinartiges Präparat aus gegorenen Milchbestandteilen ersetzt.

Ich möchte hier auch wehmütig des Bratpfels gedenken, dem die Berlinerinnen nachtrauert, da ihm die neuzeitlichen Heizkörper die Ofenröhren gesperrt haben.
Vergnügungsreisen im Frühjahr oder Herbst,

24

an die Riviera, an die italienischen Seen oder nach Meran waren Abenteuer, Übermut. Japan oder Indien – jetzt schicktes Reiseziel – lagen für die Menschheit noch gleichsam im Monde.

Der Harz, Thüringen, die sächsische Schweiz oder Swinemünde genügten der Reiselust des feßhaften Berliners. Die Kinder blieben hübsch zu Hause. Vermögende Familien leisteten sich aber Sommerwohnungen in Schöneberg, Charlottenburg oder im Tiergarten. Auch im Tiergarten? Jawohl. Die Tiergartenstraße hatte noch einen ländlichen Vorortscharakter. Ich glaube kaum, daß Berliner dort überwinterten. Das einzige Haus aus der damaligen Zeit, das heute noch steht, ist das Humblotsche mit der Uhr, Nummer 28.

Auch wir bezogen drei Jahre hintereinander eine Sommerwohnung im Tiergarten. Das kleine Haus befand sich ungefähr da, wo heute die Regenstraße in den Tiergarten mündet. Auf dem wieten ungepflegten Terrain, das sich

25

bis zum Graben ausdehnte, standen noch drei oder vier andre Sommerhäuschen. Das heißt, das eine hatte eine stattliche villenartige Fassade. Sonderbar, daß ich nach so viel Jahrzehnten den Namen der Familie, die es bewohnte, noch weiß: Prätorius. Georgine Prätorius hieß die hohe, schöne Dame des Hauses, die – nur zu selten – mit Schokoladenplätzchen sich huldvoll uns nahte.

Die Sommerwohnung hatte ihre Schattenseiten. Wir Kinder mußten – auch bei glühender Hitze – viermal täglich den weiten Weg vom Tiergarten bis zur Kochstraße machen. (Der Unterricht dauerte von 8 - 12 und von 2 - 4 Uhr.) Man war damals nicht sentimental mit den Kindern. Vielleicht waren die Strapazen auch für uns Mädchen ganz zuträglich; andre Gelegenheiten für körperliche Exerzitionen boten sich uns nicht. Die Knaben schwammen, die Mädchen nicht. Die Knaben ruderten, die Mädchen nicht.

Ich war vielleicht zwölf Jahre alt, als zur

26

stauenden Bewunderung Berlins und zur Entrüstung etlicher Spießbürger die erste Schlittschuchläuferin auf dem Graben erschien. (Die Bahn an der Rousseauinsel und der neue See waren für den Eislauf noch nicht aufgetan.) Die Bahnbrecherin war die Tochter eines berühmten Arztes.

Knaben und Mädchen lebten in getrennten Welten. Meine acht Brüder schlitterten auf dem zugefrorenen Rinnstein, schneeballten sich, keilten sich gräßlich untereinander, waren faul in der Schule und wuschen sich am liebsten gar nicht. Mir war dieser Teil der Schöpfung durchaus unsympathisch.

Die Mädchen, die saßen möglichst still, sittsam, machten Handarbeiten in den Freistunden, von der mühsamen Perlen- und *petit-point*- Stickerei bis zum ekligen Strumpfstopfen herunter.

Man ist jetzt so fabelhaft besorgt, daß die Studien – obwohl ihnen die Sports ein Gegengewicht bieten – die körperliche Tauglichkeit

27

des Weibes für die spätere Mutterschaft beeinträchtigen könnten. Damals dachte niemand daran, in dem Mangel körperlicher Entwicklung eine Gefahr für diese Tauglichkeit zu fürchten.

Das Familienleben mag damals intimer gewesen sein, inniger die Zusammengehörigkeit von

Mutter und Tochter. Saß man doch Abend für Abend an dem runden Familientisch – heut bevorzugt man den ovalen – die Finger fleißig rührend.

Die Welt der Frau war klein, engbegrenzt. Mütter und Töchter hatten die gleichen Interessen, die gleiche Lebensführung, die gleichen Ziele. Daher die Ähnlichkeit in ihrer geistigen Physiognomie. Im Äußern aber wurden die Altersstufen durch die Kleidung nachdrücklich betont. Das Alter wurde gewissermaßen den Frauen auf den Leib geschrieben.

Als ich heiratete, war eben erst die Sitte im Entschwinden, die die verheirateten Frauen, auch die jüngsten, zum Tragen von Hauben

28

oder Häubchen verpflichtete. Daher heute noch die Redensart: unter die Haube kommen.

Gegenwärtig sind die Toilettenunterschiede zwischen jungen und nicht mehr jungen Frauen nahezu verwischt – die Greifin ausgenommen, obwohl das Greisenalter immer kürzer wird, je länger das Leben der Menschen zu wenden scheint. In ihrer inneren Wesenheit aber unterscheiden sich Mütter und Töchter auffallend. Die Interessen, die Lebensführung, die Ziele der Tochter sind andre als die der noch immer nur hausfraulichen Mutter. Die Tochter trägt ein geistiges Eigenkleid.

(So Gott will, wird das hier Gesagte in dreißig Jahren keine Gültigkeit mehr haben; in absehbarer Zeit werden Mütter und Töchter sich wieder in geistig-seelischer Harmonie zusammenfinden.)

Mit schematischer Regelmäßigkeit spielte sich das Leben in den Familien ab. So heute wie gestern, so morgen wie heute. Alles schien niet- und nagelfest. Ein förmlich auswendig

29

gelerntes Menschentum. Weltanschauungen, Meinungen, Lebenseinrichtungen waren fix und fertig zu beziehen. Das Naturgesetz vom Fließen aller Dinge schien aufgehoben. Ein saches Sickersn war's.

Die Mechanisierung der Lebensformen erstreckte sich auch auf Wohnung, Ernährung, Kleidung.

Meine Eltern waren nach damaligen Begriffen reich, heute würde ihr Einkommen für eine so unaussprechlich zahlreiche Familie – wir waren achtzehn Kinder, nur zwei starben ganz jung – kaum ausreichen.

Die Einrichtung unsrer Wohnung – vornehmer ausgedrückt: die Innendekoration unsrer Räume – entsprach den üblichen Einrichtungen aller andern gutsituierten Bürgerfamilien. Von Hygiene und Ästhetik oder gar von der Kunst im Leben des Kindes spürtest du keinen Hauch. Da gab's ein Zimmer von rotem Plüsch und eins von grünem Plüsch – konnte auch Rips sein. Und zwei Lehnstühle und

30

einige andre Sitzgelegenheiten gruppierten sich symmetrisch um den festen, runden, soliden Tisch, der von dem tüchtigen Sofa stand. Die mondaine Chaiselongue kam erst mit dem Salon auf. In meiner Jugendzeit mit weißen Gardinen von broschiertem Musselin oder Tüll vor den Fenstern. Die Stunde der stilvollen, dunkelschweren Vorhänge und Portieren hatte noch nicht geschlagen.

Unerlässlich war die gute Stube, die nur, wenn Besuch kam, benutzt und geheizt wurde.

Keine Bibelots. Keine Antiquitäten. Unbehelligt, ungeschoren blieben in den Dorfhäuschen und den alten Städten die altertümlichen Truhen und Schränke, die man heute mit gold aufwiegt.

Bescheiden waren die Leute in ihren Ansprüchen an Luft und Duft. Vorsichtig pflegte man zur Abwehr jedes Lufteindringlings jede verdächtige Ritze der Fensterrahmen mit Moos oder Stoffstückchen zu verstopfen. In weiten

31

Zukunftsfernen lagen die Naturheilanstalten, die Wintersports.

Es wimmelte in den Zimmern noch nicht blumengefüllten Vasen. (Ich zählte vorhin die Blumengefäße in meinem Wohnzimmer, und siehe – es waren elf, den Blumentisch nicht mitgerechnet. Wer's nicht glaubt, ist freundlich zum Nachzählen eingeladen.) Allenfalls verstieg man sich zu ein paar Blumentöpfen vor den Fenstern. Mitunter brachten auch ein Kanarienvogel oder Goldfischchen in großen Glasbehältern einen anheimelnden Gemütston in die plüschene Nüchternheit.

Dennoch – trotz ihrer Physiognomielosigkeit bargen unsre Wohnräume intime Reize – wenigstens für uns Kinder.

Da waren die kristallinen Kronleuchter mit den zahllosen Bominelchen, die so melodisch bimmelten, wenn ein Wind ging, beinah wie Äolsharfen, und trafen sie Sonnenstrahlen, so funkelten sie auf, märchenschön, in diamantnem Feuer.

32

Da war in der guten Stube die „Servante“ (längst zum alten Eisen geworfen. In Museen, als Glasvitrine, zur Aufbewahrung historischer Raritäten, sieht man noch ihresgleichen.) Ein mäßig großer viereckiger Schrank war's; die Wände von Glas, zur einladenden Schau der Familienkostbarkeiten: Erdstücke, Taufbestecke, seltene Tassen und Gläser, Andenken, von Resen heimgebracht usw.

Und wurde ein Kind getauft – was alljährlich bei uns geschah – so entnahm die Mutter dem Reliquienschränk etliche Prachtstücke zur Benutzung und zu Ehren der festlichen Okkasion.

Nicht phantasiereicher als das Ameublement waren die Trachten. Der Charakter des Notdürftigen haftete ihnen an. Ein unermeßlicher Abstand ist zwischen den damaligen Trachten von schlichter Geschmacklosigkeit und der schwungvollen Phantastik, der künstlerischen Berauschtigkeit der heutigen Poiretkleider. Die Mode heischte spitz zulaufende Schneppentailen,

33

steife Schnürbrüste mit Metallstangen, lange, enge Ärmel, weite Röcke ohne jede verschönernde Zutat.

Nur in langen Zwischenräumen wechselten die Moden.

Die Eitelkeit, das Allermenschlichste jeden Erdenkinds, wäre bei dieser Kostümkärglichkeit fast zu kurz gekommen. Die kleinen Fräulein wußten sich zu helfen, verfielen auf die Schmalheit der Taille. Die Wespentaille war Trumpf. Welchen Mägdleins Leibesmitte sich mit den zehn Finger umspannen ließ, das hatte den Rekord geschlagen.

Wieviel Frauen mögen den Frevler dieser Einschnürungen mit späteren chronischen Leiden gebüßt haben.

Die heutigen Haartrachten mit ihrem phantastischen, gepufften, gekräuselten, indianerhaften Getümm (einmal hielt ich so eine Haaraufmachung für eine Pelzmütze), das oftmals aus den Mähnen längst feuerbestatteter Köpfe hergestellt wird („Coiffeur für penible Damen“

34 steht auf einem Firmenschild am Kurfürstendamm), bilden einen Gegensatz zu den Frisuren von Anno dazumal: glatt über die Ohren gestrichene Scheitel, oder Frisuren *a la chinoise*, die Haarmassen nach hinten stramm über den Kopf gezogen, am Hinterkopf in einer festen Flechte verknötet. Ältere Damen gestatteten sich auch wohl ein abgezirkeltes, wie auf Draht gezogenes Lockenarrangement, im Volksmund Pfropfenzieher.

Der Hüte erinnere ich mich nicht, sie müssen unscheinbar gewesen sein. Der vorjährigen grotesken Topfungetüme – umgekehrten Papierkörben ähnlich – und anderer pyramidalen Bedachungen

wird man sich noch nach Jahrhunderten schauernd erinnern. Sollte mein Glaube an die zukünftige Größe des weiblichen Geschlechts doch ein Irrglaube sein? Geht denn das zusammen, diese freiwilligen Lastträgerinnen (etwa keine Last, die schwerbefrachteten Hüte?) und zugleich Kulturträgerinnen?

Einfach wie die Trachten war die Ernährung.

35

Gut? kaum. Wußten etwa die Hausfrauen etwas von dem Nährwert der Nahrungsmittel, von ihrer chemischen Zusammensetzung oder Verdaulichkeit?

„Wenn man nur satt wird.“ Das war der Hausfrauen Prinzip. Wovon – war gleichgültig. Hätte ein Arzt meiner Mutter geraten, einem Kinde mehr Eiweißstoffe zuzuführen, sie hätte wahrscheinlich geantwortet: „Aber die Eier sind jetzt so teuer, auch selten ganz frisch.“

Die Kinder mußten essen, was die Kelle gab, ob es ihnen schmeckte oder nicht. Das war Erziehung. Längst schon zwingt man die Kinder nicht mehr herunterzuwürgen, was ihnen – vielleicht aus einem richtigen Instinkt – widersteht.

An bestimmten Tagen wiederholten sich bestimmte Gerichte. Sonntags wechselten – wie in unsrer Familie, wohl auch in den meisten bürgerlichen Küchen – Kalbs- und Rinderbraten ab, aber ein durch und durch gebratenes wackeres Rind; seine Umwertung in blutiges Roastbeef

36

war noch nicht vollzogen. Mitunter unterbrach ein Hase oder ein Gans die Reihenfolge. Eine gute gebratene Gans mit recht knusperiger Haut war und ist vielleicht auch heute noch ein kulinarischer Hochgenuß des richtigen Berliners. Fasan oder Poularde hatten noch einen millionärischen Nimbus, wie ja auch der Millionär selbst (heute eine Massenerscheinung) wie ein Geschöpf aus Tausend und einer Nacht anmutete.

Montag gab's Bouletten (von dem Suppenfleisch, das Sonntags nicht auf den Tisch kam) und Milchreis. Donnerstags Erbsen und Pökelfleisch. Sonnabends Brühkartoffeln (Bouillon sagte man nicht) oder Kartoffelklöße in der Brühe.

Ein Mittagessen ohne Suppe war nicht denkbar. Süße Suppen, Schokoladen-, Bier- oder Mehlsuppen waren an der Tagesordnung. Und wenn Wasch- oder Scheuerfrauen das Familienmenü herabdrückten, griff man ohne Scham zu einer Kesselbouillon (hier gebrauchte

37

man das Wort „Bouillon“ spöttisch). Heißes Wasser, ganz wenig Butter, Zucker und Semmelscheiben, und die „Bouillon“ war fertig.

Auch eine längst verschollene Painadensuppe (aus Brotresten) brachten sparsame Hausfrauen gern auf den Tisch.

Five-o'clock Tees? Kein Gedanke. Dem Tee haftete noch etwas Exklusiv-Aristocratisches an, er konnte mit dem Kaffee nicht konkurrieren, am wenigsten mit dem urgemütlichen Nachmittagsfamilienkaffee. Der war freilich dünn, gesundheitlich dem koffeinfreien von heute ebenbürtig. Und eine trockene Semmel gab's dazu, über die heute das kleinste Küchenmädchen, wenn man sie ihr zumutete, bedeutend die Stirn runzeln würde – in Berlin. Selbst das Wort „Semmel“ hat sich bis in die Semmelklöße zurückgezogen. Auch die Worte gehen und kommen, oft im Laufschrift.

In ästhetisch gestimmten Familien, oder wenn Gäste zum Abendessen kamen, reichte man

38

wohl Tee. Im allgemeinen mißte der Mann ungern seine „Weiße“, womöglich in dem großen Tulpenglase. Der säuerliche Labetrunk mag wohl noch hier und da in Destillen oder Bureauwinkeln eine dürstige Existenz fristen.

Der höhere Berliner hat sich treulos von der Blonden zur Braunen gewandt. „Echte Biere“ nannte man damals respektvoll die jetzigen Münchener Bräus. Ihren Siegeszug ins Preußische hatten sie noch nicht angetreten. Möglicherweise mußten sie verzollt oder versteuert werden. In Berlin hatten sie Seltenheitswert.

Ich wollte ja von den Kindern reden. Nicht nur das Kinderspielzeug, auch die Kinderspiele sind dem Wechsel der Mode unterworfen. Die lieben alten Spiele: Katze und Maus, der Plumpsack geht rum, Blindkuh, Fanchonzeck, wer fürchtet sich vor dem schwarzen Mann usw., sie werden wohl noch gespielt, zumeist bei ländlichen Ausflügen. In den höheren Ständen hat sie das vornehmere Tennis verdrängt.

39

Völlig aus dem Repertoire der Kinderlustbarkeiten sind die Pfänderspiele, ist der Mokierstuhl gestrichen; dem letzteren wird der Pädagoge keine Träne nachweinen. Das Wort „mokieren“ bezeichnet schon die Tendenz des Spiels. Förmlich eine Ausmunterung, den Mitschwesterchen kleine Bosheiten zu applizieren; man nannte es die Wahrheit sagen.

Die Pfänderspiele stellten einen recht derben Flirt dar, indem das Auslösen der Pfänder in der Regel durch Küsse geschah: „Ich schneide, schneide Schinken“, heiß es, „wen ich lieb hab’, werde ich winken.“ Und der Gewinkte mußte nun seine Dankbarkeit für den Vorzug mit einem Kusse quittieren. Oder: „Ich falle, falle, falle.“ „Wie tief?“ „Zehn klafter tief?“ Zehn Küsse eforderte hier die Erlösung. Oh, es gab herzige Backfischchen, die fielen zwanzig Klafter tief.

Das diese offen gegebenen, durchaus erlaubten Küsse sittliches Unheil angerichtet, wüßte ich nicht.

40

Der Flirt, wenn nicht Todestrafe darauf stehen sollte, wird wohl von jeher den Jugendverkehr der Geschlechter beherrscht haben, vielleicht in meinen Jugendjahren, wo es noch keine Kameradschaft zwischen den jungen Menschen gab, mehr als heute.

Es fehlte aber auch nicht an Spielen, die den Verstand anregen. „Wie, wo und warum?“ – Porträt und Unterschrift – Spiele, die den Kindern einige Schlagfertigkeit und geistige Besonnenheit zumuteten.

Im Winter waren Lesekränzchen beliebt. Dramen mit verteilten Rollen wurden gelesen, wobei man sich begeistert die Seele aus dem Leibe schrie.

Unser Entzücken aber waren die sommerlichen Landpartien. In großen Kremsern ging’s nach Tegel, den Pichelsbergen, Charlottenburg, Treptow, wo die Mamas wahr und wahrhaftig den Kaffee selbst kochten. Aus den großen, braunen Bunzlauer Kaffeekannen duftete es viel verlockender, als aus der Kaffeemaschine

41

daheim, und der gediegene, rosinenreiche Napfkuchen – natürlich auch ein mitgebrachter – gab ihm die festliche Weihe.

Zwar steht auch heute noch an verschiedenen Etablissements im Grunewald: „Mit altem Brauch wird nicht gebrochen, hier können Familien Kaffee kochen.“ Wollte aber eine Familie sich wirklich dieser atavistischen Liebhaberei hingeben, ich glaube der Wirt stände vor Erstaunen Kopf.

Sehr nett waren unter den Jugendvergnügungen auch die Familienspaziergänge im Tiergarten. Am Goldfischteich fütterte man die Goldfischchen, an der Rousseauinsel die Schwäne. Wir hatten da immer das Geschau; kamen wir doch gleich in Scharen einhergezogen, und alle gleich gekleidet, reizvoll und originell. Meine Mutter war ein Tiolettengenie, die ungeniert über die Stränge der spießrigen Mode schlug.

Das alles klingt vergnüglich, nicht wahr? Und doch – ich habe keine Freude an meinen

42

persönlichen Kindheitserinnerungen. Ich war ein leidenschaftlich unglückliches Kind, ein verkanntes, ein Kind ohne Mutterliebe. Einsam unter siebzehn Geschwistern.

Es wäre größtenwahnig, wollte ich sagen: ein Schwan im Ententeich, so sage ich denn: ein Kuckucksei im fremden Nest.

Zehn von ihren achtzehn Kindern nährte die Mutter selbst. Ich war das erste ihrer Ammenkinder. Darum mochte sie mich nicht. Ich weiß es von ihr selbst. Daß ich – ein Säugling – immer nur nach der Amme, nicht nach ihr verlangte – hielt sie für frühzeitige Charaktertücke. Dazu kam, wie sich bald zeigte, der denkbar schroffste Gegensatz unsrer Naturen. Meine Mutter, rasch, resolut, aufbrausend, herrschsüchtig. Eine robuste Frau mit wunderschönen weißen Händen. Sie war der Herr im Hause. Eine erstklassige Hausfrau von stupender Leistungsfähigkeit. Ich, still, versonnen, furchtsam, schüchtern. Ich fürchtete mich vor meiner Mutter, vor ihren Gewalttätigkeiten.

43

Herzhaft und mit gutem Gewissen wurde damals geprügelt. Die Kindermädchen knufften mit. Prügel und Erziehung waren beinahe identisch.

Wie es im Reich noch keine Konstitution gab, so war auch in der Familie alles absolut. Absolut die Herrschaft der Eltern über ihre Kinder, der Hausfrau über die Dienstboten. Ein Nachklang noch der Zeit, in der die Kinder „Sie“ zu ihren Eltern sagten. So tat es meine Mutter noch ihrer Mutter, meiner Großmutter gegenüber. Heute wäre eher das Umgekehrte möglich, daß die Eltern ihre Kinder siezten.

Mein Vater, der gab uns nie einen Schlag. Ein stiller, ergebener Herr. Wir wußten nichts von ihm, er wußte nichts von uns. Tagsüber war er in seiner Fabrik; da sie weit hinten in der Königstadt lag, und wir in der Nähe des Halleschen Tores wohnten, kam er mittags nicht nach Hause, erst gegen acht Uhr abends, wenn wir Kinder schon im Bett lagen. Ein Sonntagspapa nur.

44

Zweifellos war er künstlerisch begabt. Ich besitze ein selbstgezeichnetes Porträt von ihm und die Zeichnung seiner sechzehnjährigen Braut, meiner Mutter. Erstaunliches Talent spricht daraus. Es scheint in jener Zeit die Anschauung geherrscht zu haben, daß ein Kauffmann nichts zu lernen braucht. Mit vierzehn Jahren saß mein Vater bereits im Kontor der väterlichen Fabrik.

Eine künstlerische Anlage hatte auch meine Mutter: Musik. Wenn die robuste Frau mit den schönen Händen, einen Säugling im Arm, mit wunderherrlicher Stimme Volks- und Schlummerlieder sang, so wurde sie ganz und gar schön und lieb, und ich wäre gern der Säugling in ihrem Arm gewesen, dem sie die Lieder sang.

Das Erziehungswerk der Zukunft sollte mehr als jetzt darauf gerichtet sein, den zwei Seelen (nur zwei?) die bekanntlich in unsrer Brust wohnen, gerecht zu werden. Der einen, die einen Platz in der Ewigkeit sucht.

45

Ich meine, die Kunst bringt selbst in das Leben materiell veranlagter Naturen ein ideelles Element. Wie wenn die erdwärts gekehrte Raupe sich auf ihre Schmetterlingsflügel besinnt, sie entfaltet und hin über Blumen gaukelt.

Hätte meine Mutter ihren Gesang, mein Vater seine bildnerische Begabung entwickeln können, unser Familienleben hätte sich wahrscheinlich ganz anders gestaltet. Der Welt des Geistes fern und fremd blieben beide.

Einen Vorteil verdanke ich der naiven Unwissenheit der Eltern, ihrer völligen Indifferenz allen sozialen, politischen und religiösen Fragen gegenüber: Frei von allen Voreingenommenheiten, von irgendwelchen Familientraditionen auf den erwähnten Gebieten, wuchsen wir auf. Ich brauchte später nicht Anerzogenes, nicht innere Widerstände zu überwinden, um Raum zu schaffen für mein Eigendenken.

Ob Mischrassigkeit günstig oder ungünstig auf ein Individuum oder eine Volkheit wirkt,

46

darüber sind die Gelehrten noch nicht einig. Vielleicht nicht gleichgültig, daß ich drei Rassen entstamme. Mein Großvater mütterlicherseits war Franzose, meine Mutter Germanin, mein Vater semitischer Abstammung.

Gab diese Mischrassigkeit meiner Seele den heimatlosen Zug, oder war es das Lärmvolle, von Wildlingen übervölkerte Haus mit der Mutter, die mich nicht liebte?

Ich war schon ein großes Mädchen und hatte noch niemals zu meiner Mutter „Mama“ gesagt. (Mutter, Mutti oder Muttchen zu sagen war nicht üblich.) Einem sehr verständigen Kindermädchen, das mich lieb hatte, war es aufgefallen. Das gute Mädchen redete mir so lange, so eindringlich ins Gewissen, bis ich ihr versprach, die Frau, die mich nicht liebte, Mama zu nennen. Unter wildem Herzklopfen vollbrachte ich die kühne Tat. Was würde geschehen? Das Wunderbare: Mama würde mich an ihr Herz reißen und mich küssen, immerzu küssen.

47

Nichts geschah, Mama hatte es niemals gemerkt, daß ich den teuren Namen nicht aussprach, und sie bemerkte es auch jetzt nicht, daß ich es zum ersten Male tat.

Als ich noch klein war, fühlte ich mich als Aschenputtel, wartete auf die Fee, die mir Kleider wie Sonne, Mond und Sterne schenken sollte. Später war ich Mignon. „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide.“ Und wie Mignon würde ich jung sterben. Wollte es. Und unter allen poetischen Todesarten wählte ich die allerpoetischste: Das gebrochene Herz.

Als Halberwachsene identifizierte ich mich mit Bettina.

Zu früh oder zu spät war ich geboren. Zu spät für die Romantikerzeit, der ich mich wahlverwandt fühle, zu früh, viel zu früh für die Zeit, in der jetzt meine Enkelinnen mein Leben leben, einer Entwicklung froh werden, die mir versagt blieb.

In die Schule ging ich sehr gern; vielleicht weil mir zu Hause nicht wohl war, oder weil

48

ich immer zu den besten Schülerinnen gehörte. Zu lernen gab's da nicht viel, zu einer korrekten Orthographie habe ich es nicht gebracht. Gemäß der Anschauung, die auch heute noch fortwirkt, daß der Zweck der weiblichen Erziehung nicht die Entwicklung der Intelligenz, sondern die des Gemüts sei, wurde uns Wissenswertes nur in den minimalsten Dosen verabreicht. Sehr viel Religion. Die Größe and Allmacht Gottes wurde, durch viele Beispiele illustriert, uns von dem Lehrer in die Feder diktiert; wir

hatten sie auswendig zu lernen. Auf Herzensbildung zielten auch die Themata des deutschen Aufsatzes ab: „Gefühle beim Beginn des Frühlings, Empfindungen beim Untergang der Sonne, oder Betrachtungen in der Sylvesternacht.“ Die Pfannkuchen und den Punsch einzuflechten, wagten wir nicht. Einkehr in sich selbst, edle Vorsätze für das neue Jahr wollte der Lehrer.

Sicher bildeten solche Aufsätze eher einen Anreiz zu verlogenen, verstiegenen Phrasen, zu sinnlosem Gefasel als zu einer Gemütsvertiefung.

49

Psyche des Kindes? Die Zeitströmung hatte sie noch nicht ans Ufer der Wissenschaft geschwemmt.

Die Lehrer in den oberen Klassen waren gute, alte Herren. (Das heißt, ob sie gut waren, weiß ich nicht). Mir scheint nachträglich, daß sie in den Mädchenschulen das Gnadenbrot aßen. Untauglich geworden für höhere Knabenschulen, schob man sie zu den weiblichen Kindern ab, die bedurften ja der Geisteskultur nicht.

Ungünstige Lebensverhältnisse – mehr aber noch die Ungunst eines Charakters von hilflosester Willensschwäche – hinderten mich, die Lücken meiner Bildung später auszufüllen. Nein, nicht Lücken. Alle Felder meines Geistes blieben unbeackert. So mußte ich wohl ein Dilettant bleiben, der auf dem Instrument seiner Seele nur zu klimpern verstand. Ein geistiger Backfisch.

Trotz der elenden Schule, trotz der denkbar prosaischesten Umgebung, in der ich aufwuchs, stand es schon im elften Jahr bei mir fest, ich

50

würde Dichterin werden. Daß mehr als natürliche Begabung dazu gehört, ahnte ich nicht.

Ich erinnere mich, daß damals kein Tag verging, ohne daß ich weinte. Ich war ja der Sündenbock im Hause. Alle Unarten der andern wurden mir in die Schuhe geschoben. Leugnete ich, so war ich eine durchtriebene Lügnerin. Hatte Schwester Anna Zucker genascht, ich bekam dafür bitteren Kaffee. War eine Tasse zerbrochen, ich mußte aus der zerbrochenen trinken. Meine Schweigsamkeit war Dummheit, meine Abseitigkeit närrischer Trotz.

Still und schweigsam verhielt ich mich aber nur im Zusammensein mit andern. Innerlich war ich von betäubender Beredsamkeit, schmetterte oft meine Monologe in alle vier Winde.

Als künftige Dichterin brachte ich mein brechendes Herz in Verse. Ich dichtete unermeßlich schwermütig. Die Tränen ließ ich zu Bächen anschwellen, die Bäche zu Meeren, in denen meine verblutende Seele ertrank.

Allein es gab für mich auch Stunden innigster

51

Beglückung. Die Stunden, in denen ich abends vor dem Einschlafen träumend fabulierte: Tausendundeine Nacht Abenteuer, die brilliantesten Stellen schrieb ich mir auf den Leib. Die Träume waren mein eigentliches Leben, die Wirklichkeit eine schale, belästigende Episode. Ein Schwelgen war's in Ruhm, Gold, Liebe – natürlich einer glühenden Liebe, die ein königlicher Prinz mir widmete, der mein ehelich Gemahl wurde. Die An- und Abschaffungen, die meine Traumphantasien ins Werk setzten, verstiegen sich ins Unermeßliche. Mit den Millionen, die mir wie Wasser durch die Finger rollten, rottete ich mit Stumpf und Stiel die Armut aus. Nicht den kleinsten Bettler ließ ich am Leben. Der Freude schönen Götterfunken blies ich für alle Armen und Elendenzur hellen Flamme auf (vergaß mich aber selber nicht dabei). O, ich griff

dem lieben Gott kräftig unter die Arme.

Noch ganz andre Dinge schaffte ich ab, zum Beispiel die donnerstäglichen Erbsen mit

52

Pökelfleisch, die ich haßte, und dafür schaffte ich Backobst mit Klößen an, die ich liebte, obwohl diese Hausmannskost doch einer fürstlichen Tafel eigentlich nicht ansteht. Ich schaffte die vielen Brüder ab und die Mütter korrigierte ich wesentlich.

Aus der spießbürgerlichen Wohnung, Friedrichstraße 235, nahe dem Halleschen Tor, ritt ich mit Bravour hinauf zum Parnaß. (Den hatten wir schon in der Schule gehabt.) Ich war die größte Dichterin Europas – mitunter vertauschte ich die Dichterin mit einer Sängerin. Ganze Lorbeerhaine wurden für mich geplündert. Und eines Tags fuhr ich bei meinen Eltern vor. Da es noch keine Automobile gab, behalf ich mich mit einer Hofkutsche, bespannte sie aber mir vier weißen Rossen. Und neben mir saß der Prinz. In leuchtenden Farben malte ich mir das Erstaunen und die Beschämung meiner Mutter aus. Großmütig verzieh ich ihr alles, lud sie sogar auf mein Schloß am Meer. In Ehrfurcht

53

vor mir erstarben meine Geschwister. Und das Volk jubelte mir zu: „Heil, Heil unsrer Wohltäterin!“

Und ich ärgerte mich, wenn ich den Schlaf kommen fühlte, der so täppisch in meine Traumdichtungen hineinplatzte.

Wer sich an Alkohol gewöhnt hat, muß trinken, trinken, trinkt sich den Tod. Auch der Duft, der aus Träumen steigt, narkotisiert. Wer sich das Träumen angewöhnt, mag diese Rauchzustände nicht mehr entbehren.

Und ich träumte weiter, träumte, bis ich zu Jahren kam, fast könnte ich sagen zu hohen Jahren.

Die grübelnden Träumer, das find die Menschen, die nie zu Taten reifen. In ihren Gedankenschöpfungen möglicherweise Revolutionäre, Umstürzler, die kühn und frech an dem Weltenbau rütteln, in Wirklichkeit nicht das kleinste Steinchen zu bewegen die Kraft haben. Blutlose Feiglinge dem Leben gegenüber – wie ich.

54

Naturgemäß änderten sich allmählich meine Traumgesichte. Der Prinz, die Millionen, die weißen Rosse und die Lorbeeren entschwanden. Es wurden Träume der Sehnsucht, die all diejenigen träumen, die ihr eigenes, gottgewolltes Leben nicht leben dürfen. Wie einer in der Fremde träumt, der die Heimat seiner Seele sucht. Zu diesem Land hin steuerte ich in meinen Wach-Träumen, hin nach der Heineschen Insel Bimini, wo mein Glück auf mich wartete. Aber mein Schiffchen war zu klein, das Meer, das durchschiffen werden mußte, zu groß, der Weg zu weit. Näher sah ich sie kommen, die selige Insel – - da – plötzlich Windstille! Was ist's? Das Alter? Der Tod?

Als ich später, viel zu spät, wirklich anfang zu schriftstellern, da hatten meine üppigen Phantastereien die Kraft meiner schöpferischen Phantasie längst erstickt, und der Rausch der Jugend war verfolgen.

Als ich, fünfzehnjährig, aus der Schule

55

kam, wurde ich im Hause zu Handarbeiten angehalten. Noch sehe ich den häßlichen Teppich vor mir, an dem ich Tag für Tag, Stunde für Stunde arbeiten mußte. Ich sehe die großen, knalligen Blumen, die nach einem Muster abgestickt wurden. Der Füllgrund war weiße Wolle. Und während ich Stich für Stich zählte,

sah ich immer nach der Uhr, horchte auf die Korridorglocke, ob nicht plötzlich jemand eintreten würde, mich fortzuholen – fort, weit fort aus dieser grünen Plüschstube, aus diesem Haus in der Friedrichstraße 235, nahe dem Halleschen Tor. Irgend wohin, wo es keine wilden Brüder gab, aber zärtliche Mütter, keinen Teppich mit knalligen Blumen, aber Bücher, Berge von Büchern brauchte ich, um meinen Lesedurst zu stillen.

Und ich fing an, über mein Schicksal zu grübeln. Mußte denn das alles so sein, wie es war? Warum hatten Mütter das Recht, ihren Kindern so viel Herzeleid anzutun, warum mußte ich wie ein Sträfling immerzu mir

56

widrige Arbeiten verrichten? Ich war doch wohlhabender Leute Kind! Warum mußte ich so viel weinen, wurde immer gestraft und gescholten, und tat doch nichts Böses? Warum mußte ich heimlich, als wär's ein Verbrechen, lesen? Warum durfte ich nichts lernen? Meine Brüder wollten und mochten nichts lernen und wurden dazu gezwungen.

Nun weiß ich es längst, was ich damals unklar in grübelndem Geträum ahnend empfunden: Es ist das größte Unglück eines Menschen, in einer falschen Zeit geboren zu sein, in einer falschen Stadt, einer falschen Familie. Unzeitgemäß zu sein ist nur den Unsterblichen, den Genies gestattet. Wir ändern Sterblichen aber, sind wir nicht mit unsrer Zeit verwurzelt, bedroht uns geistig seelisches Verkümmern. Wurzelloses trägt keine Blüten, trägt keine Früchte.

Aus seinen großen Schmerzen machte Heine – kleine Lieder.

Meinen Schmerzen (die eines Gefangenen,

57

der von der Sonne da draußen weiß) entstürmten mein Ideen der Frauenemanzipation. Damit das Weibchen lebe, schlug man ein Menschentum ans Kreuz. Was ich je über Frauen geschrieben, es war in tiefster Seele Erlebtes. Selbsterlebte Wahrheiten find unanfechtbar.

Enrica von Handel-Mazzetti

Enrica von Handel-Mazzetti

Mein liebes St. Pöltner Englisches Institut! Die süßlächelnde Himmelskönigin breitete im Pfortenbild ihren blauen Courmantel über das grellrote Dach eines Hauses im Meriangeschmack. Engel mit römischen Stiefeln, Heilige mit flatternden Locken, runde Kindlein, die auf ebenso runden Schnörkeln ritten, lachten fröhlich von der Front aus dem 17. in das 19. Jahrhundert hinein. Und auch innen war alles vieux genre. Die Kirche war frohes, leuchtendes Barock. Von der liliengekrönten Jungfrau und den graziös sich wiegenden Cherubim Reselfelds auf dem Hochaltar bis zum rotmarmornen Denkstein, von vergoldeter Tiara gekrönt, der in blassen Lettern verkündete, daß in diesem Kirchlein Pius VI. auf seiner Reise zum Imperator Rast gehalten: „Hic genua flexit, ovicula benedixt.“ Wir Kinder standen auf dem antiken Chörchen und sangen aus vergilbten Notenheften frohbewegte Litaneien, melodiose Messen von den alten, den italienischen Meistern, und an den aloysianischen Sonntagen sangen wir das Lied, das die Jesuitenschüler in den Konvikten Anno dazumal gesungen haben:

O Aloysi,

O Aloysi,

Tende clientibus

Te invocantibus

Dextram in singulis

Periculis. -

Wir trugen weißblaue Prinzeßkleider und dreieckige, mausgraue Umschlagtücher, fast wie die Demoiselles von St. Cyr, und die Klosterfrauen kleidete malerisch das Kostüm der englischen Witwen aus Mary Wards Zeit, der wallende schwarze Habit, der blendendweiße Kragen mit kleiner Falbel, der schwarzseidene Faltenschleier.

Wir saßen im hochgewölbten Resektorium auf Bänkchen ohne Lehne. Wir beteten ein französisches Tischgebet: „O Dieu, qui nous présentez les biens nécessaires a la nourriture de notre corps...“ Wir aßen von Blechtellern; ein gruseliges altes Gemälde hing an der Wand; der Kopf des hl. Johannes des Täufers auf ähnlichem Blechteller wie wir sie zum Essen hatten. Herodias hielt den Teller und lächelte wie eine böartige Rokokofürstin.

Unsre kleinen Klavierzimmer lagen auf den mächtigen Klosterhof hinaus; es waren zwei bis drei neue Bösendorfer da, aber auch mehrere ehrwürdige Spinette, deren Tasten wie Glas schebberten. Ich liebte diese Klimperkästen zärtlich. - Festsaal und Schlagsäle waren neu, auch einige Klassenzimmer, doch die „uhr-uhr-alte Zeit“ schaute auch dort überall zum Fenster hinein; - die riesige Gartenlinde, die schon zu Gräfin Kiesels Zeit gerauscht, schüttelte im Sommer ihre Blüten, im Herbst ihre Blätter über die kolossalen Barockstatuen des heiligen Joseph und der heiligen Theresia, die der Klostersturm 1783 von den Karmeliterinnen zu den Englischen verschlagen hatte...

Jenseits des Institutgartens lag die „böse“ Welt in Gestalt kümmerlicher Graspärtchen, wo untertags arme Mütter Wäsche aufhingen, und kleine, wilde Krausköpfe sich tummelten, während abends, wenn die Sirene der fernen Fabrik gepfiffen hatte, die jungen abgearbeiteten Väter sich auf die Gartenbänke setzten, rauchten und plauderten; man hörte ihre schwermüden Stimmen so gut herüber, und dazwischen Ziehharmonikaklänge, Wiener Tanzmelodien... Ein bescheidenes Krähwinkel, die letzten Reste der alten „Viertelsstadt“ St. Pölten, aus der sich erst ein Jahrzehnt später die neue Industriestadt erheben sollte, das war die böse Welt vor unsrem Kloster.

Wenn wir Kinder krank waren, öffnete sich die Infirmarie, auch wieder von einem reizenden, lächelnden Rokokoschutzengel in römischen Stiefeln bewacht. Die kleinen Bettchen standen an der Wand, als letztes hinter weißem Vorhang das der Krankenschwester. Hier war es gut, gut wie im Siebenzwergenreich, wenn auch die moderne Hygiene noch nicht hereingedrungen war und es nach Reissuppe und süßen Maschanzgern roch, statt nach Desinfektion. Wie viele schöne Märlein wußte die Krankenschwester, ein Dorfkind aus Niederbayern! Und die Klosterseniorin, Fräulein Kofler, die manchmal

am Arm der Krankenpräfektin hereingehumpelt kam, die wußte noch schönere Geschichten; vom Jahr Neun, wo die große Teurung in Tirol war – ein Apfel acht Kreuzer; - vom Helden Hofer und vom Vizekönig Eugen in der goldenen Uniform. -

Mit einiger Beschämung muß ich gestehen, daß ich mir manchmal die Kehle rot und heiser hustete, um mich wenigstens für einen Tag in dem Wunderstübchen einnisten zu können; entweder in einem der gustiosen schlohweißen Bettchen oder im alten gestreiften Lehnssessel mit riesigen „Ohren“, dort beim Fenster, wo auch das biedermeiersche Ölgemälde Les quatre saisons, von Fräulein Berta Gyertyanffy 1838 gemalt, im besten Licht hing; - süßes Apfelkompott essen zu dürfen – von Schwester Alfonsa als armes Engele gehätschelt zu werden – und heimlich still in Brugiers Literaturgeschichte, die verstohlen unter dem mausgrauen Tuch aus dem Klassenzimmer eingeschmuggelt wurde, alle Lieblingsstückchen wonnevoll zu lesen, als da waren: Lenore fuhr ums Morgenrot – Trauernd tief saß Don Diego – Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen – „Columbus“ von Louise Brachmann – und „Christkindleins Herz“ von Cordula Peregrina.

Charlotte Niese

Charlotte Niese Meine erste Strickstunde

Meine erste Erinnerung führt mich auf den Kirchhof unsrer kleinen Stadt, über dessen breiten Weg mein kleines Bett getragen wurde, während ich hinter ihm herlief. Ich wurde nämlich aus dem elterlichen Haus in das des Großvaters umquartiert, weil wieder einmal ein Junge bei uns erschienen war, und Großmutter mich lieber für eine Zeitlang zu sich nehmen wollte. Aber dann bin ich im großelterlichen Haus geblieben, und der Abschied von den Brüdern ist mir wohl nicht schwer gefallen. Denn nur der Kirchhof lag zwischen Vaters und Großvaters Haus, die Jungen kamen viel zu den Großeltern, und wie oft ich über den Kirchhof ins Pastorat gelaufen bin, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich oft ermahnt wurde, nicht so wild zu sein, und daß mir immer wieder vorgestellt wurde, daß ich ein Mädchen und kein Junge wäre: eine Mahnung, die mich sehr ärgerte.

Dann regnete es eines Tages sehr heftig, und alle Rinnsteine auf der Straße hatten sich in große Flüsse verwandelt, in denen der Stiefel fast versank. Ich hatt's gerade probiert: dann fühlte ich, wie meine Füße naß wurden, stellte mich in die Haustür und versuchte zu pfeifen wie die Brüder. Man trällerte dabei mit der Zunge gegen die Zähne, und es klang wie das Summen einer großen Fliege, wie das Zirpen der Heuschrecken, wie das Piepen der Mäuse. Es war herrlich, und gerade meinte ich es zu können, als ein kleines Mädchen an meiner Haustür vorüberging, das mich höhnisch betrachtete. Es trug einen Teller mit zwei Salzheringen in der Hand und rief mir ein Schimpfwort zu.

Ich wußte von den Brüdern, daß man sich nie etwas gefallen lassen dürfte. Also sprang ich auf das Mädchen zu, riß ihr die Heringe vom Teller, warf sie in den reißenden Rinnstein und rief: „Die sollen noch mal schwimmen lernen!“

Das Mädchen schrie gellend auf, und mich faßte meine Großmutter, die plötzlich hinter mir stand.

Was nun erfolgte, ist schmerzlich zu berichten. Großmutter war die gütigste Frau von der Welt; aber sie hielt es doch für ihre Pflicht, mich einer Strafe zu unterwerfen, die man damals „ein Produkt“ nannte. Ganz zerschmettert hockte ich später auf dem alten Diwan, dem Zeugen meiner Schmach, und wurde dann auch noch dazu verurteilt, aus dem Inhalt meiner Sparbüchse dem scheußlichen Mädchen zwei Salzheringe wieder zu kaufen. Es ist mir so, daß ich sehr wenig willig bei dieser Gelegenheit gewesen bin; jedenfalls wurde ich am nächsten Tage zu den „Tanten“ gebracht, um stricken zu lernen.

Ich war schon wieder lustig und ging heiter neben unsrer Stina her, die mich nach dem Bergende brachte. Hier wohnten Tante Grete und Tante Friederike, die ich auch schon etwas kannte. Sie hatten eine Strick- und Nähschule, und meine Mutter war bereits bei ihnen unterrichtet worden.

„Nun sei man artig!“ ermahnte Stina, während sie mich „hintenum“ zu den Tanten brachte. Man konnte nämlich hinter der Stadt auf einem von Bäumen eingefassten Weg nach dem Bergende kommen. Hier waren Gärten und ganz kleine lustige Häuser, und zu allerletzt kam ein Weg, der von großen Kastanien beschattet war. Dies war der Börnstieg, und ich fragte Stina, ob es wohl so schön im Himmel wäre, wie hier of dem Bornsteig mit den Kastanien.

Aber Stina wiederholte „sei du man artig!“ Und dann stand ich vor Tante Grete, die mir den Hut vom Kopf nahm und mir eine Recke hielt. Sie hatte ein Gesicht voll Falten und kleine funkelnde Augen. Dazu eine große Mütze auf dem Kopf und drei dunkelbraune Locken an jeder Seite. Diese Locken verschoben sich manchmal, und dann sah man schneeweiße Haare. Tante Grete setzte mich auf einen kleinen Stuhl und sprach fortwährend; „Ja, meine kleine Lotte, nun mußt du immer artig sein und für Mutter und Vater Strumpfbänder stricken. Artige Kinder kommen in den Himmel, unartige in die Hölle oder in den Schweinestall!“

Ich hatte nur so im allgemeinen zugehört, jetzt aber horchte ich auf. „Wo ist der Schweinestall?“

Aber ich erhielt keine Antwort. Tante Friederike nahm mich zwischen ihre Knie, und meine störrischen Finger mußten lernen: einstecken, überschlagen, durchholen, abstricken! Tante Friederike hatte ein sanfteres Gesicht als Tante Grete, und ihre Hände waren geduldig. Nach einer schweren Viertelstunde saß ich auf meinem Stühlchen und durfte allein die Nadeln halten. Eine ganze Reihe von Mädchen saß um mich herum. Einige nähten, andre strickten, und alle flüsterten sie eifrig miteinander. Tante Grete kam noch einmal zu mir, hielt einen Stock in der Hand und redete dazu. Sie erzählte von meiner Mutter, die auch auf dem kleinen Stuhl gesessen hatte, der mir jetzt gehörte, und die immer so artig gewesen war. Ich konnte mir eigentlich nicht denken, daß meine hübsche große Mutter jemals so klein gewesen war, um auf diesem Stühlchen Platz zu finden, aber ich machte mir keine weiteren Gedanken darüber. Natürlich war sie artig gewesen, sie war ja meine Mama. Vater und Mutter mußten bekanntlich immer artig gewesen sein. Tante Grete wandte sich einem andern Mädchen zu, und meine Nachbarin, ein Kind, das schon stricken konnte, flüsterte mir auf meine Frage zu, das der Schweinestall, von dem Tante Grete gesprochen hatte, draußen im Garten läge. Er war unbewohnt; wer ganz unartig war, der mußte einige Stunden in ihm verbringen. Vorsichtig spähte ich aus dem Fenster. Richtig, mitten zwischen Büschen lag ein Gebäude, das mir sehr anziehend vorkam. Besser wäre es natürlich gewesen, man hätte sich die Zeit mit kleinen Schweinchen vertreiben können, die wirklich sehr niedlich sein konnten; aber ein leerer Schweinestall war doch wünschenswerter als dies ganze Zimmer voll von langweiligen Mädchen.

Und wo war die Hölle, mit der Tante Grete drohte? Auf diese Frage fand meine Nachbarin nur einen verwunderten Blick. In die Hölle kam man natürlich, wenn man nicht ordentlich stricken lernte, aber erst, nachdem man tot war.

Ich versank in tiefes Nachdenken; aber Tante Grete störte mich. Sie stand vor mir, und wie sie merkte, daß mein Strumpfband keine Fortschritte gemacht hatte, schob sie mich wieder zwischen Tante Friederikens Knie. Das war langweilig, und wie ich wieder in Ruhe gelassen wurde, atmete ich auf. Was sollte ich eigentlich hier?

Leise piff ich vor mich hin; konnte ich meine Kunst noch so schön wie gestern, wo ich so darin gestört worden war? Ach, es ging noch, Gott sei Dank, aber ich mußte mich üben.

Ein kleines Mädchen hob den Finger in die Höhe.

„Tante Grete, darf ich mal was sagen?“

„Gewiß, mein Kind!“

„Tante Grete, ich glaub, es fliegt hier ein großer Brummer herum!“

Alle Schülerinnen ließen ihre Arbeit sinken, und beide Tanten horchten angestrengt. Dann hob Tante Grete den Stock und schüttelte ihre Locken.

„Im Augenblick kann ich nichts hören. Doch jetzt was ist das?“

Sie sah nach der Zimmerdecke, und eins der Mädchen rief:

„Ich seh den großen Brummer! Nein, es ist eine Hornis!“

„Eine Hornis!“ Eine andre begann zu wimmern.

„Tante Grete, die Hornissen beißen! Die können einen Menschen totstechen! Mein Onkel hat mal gesagt...“ „Mußt nicht gleich so bange sein!“ unterbrach Tante Grete.

Wieder hob sie den Stock und machte ksch, ksch, während sich der ganzen Schule eine große Unruhe bemächtigte. Und dann rief eine gellende Stimme: „Das piept wie 'ne Maus. O, es ist eine Maus!“

Die Mädchen sprangen von den Stühlen, rafften ihre Röcke zusammen, und jede bemühte sich, so laut wie möglich zu schreien.

Tante Friederike aber stand auf dem Sofa und schien nicht übel Luft zu haben, an der Wand hinaufzuklettern. Das war sehr belustigend; ich ließ das Pfeifen und brach in ein schallendes Gelächter aus.

Einen Augenblick war alles still, dann griff Tante Grete zum Stock und schritt auf mich zu, während Tante Friederike auf dem Sofa kauerte und ängstlich um sich sah.

„Lotte, worüber lachst du?“

„Weil – weil“, weiter kam ich nicht.

„Sie hat es getan!“ meldete eine angeberische Stimme.

„Du hast uns alle in Angst und Schrecken versetzt?“

Die kleine Gestalt Tante Gretes wuchs ins Riesenhafte.

„Womit hast du diesen Lärm gemacht?“

Ich konnte nicht antworten. Schweigend strecke ich die Zunge soweit wie möglich aus.

Ein Gemurmel des Entsetzens erhob sich.

„Sie hat die Zunge ausgestreckt!“

„Damit habe ich doch gepfiffen!“ wollte ich sagen, aber mir mangelte die Kraft. Zu viele Augen betrachteten mich erbarmungslos, und Tante Grete band mit einer so unheil drohenden Miene an ihren losgegangenen Locken, daß ich mich in den kleinen Schweinestall wünschte.

Aber dann saß ich plötzlich mit meinem Stühlchen in der Zimmerecke, und zwar derartig, daß ich der Welt den Rücken drehte. Tante Grete stand hinter mir und hielt eine Rede.

Es tat ihr leid, daß ich so unartig war, sie hatte geglaubt, ich wäre ein süßes, kleines Mädchen, weil ich doch so gute Eltern hätte.

Sollte ich weinen? Ich fühlte mich zwar sehr unbehaglich, aber ich vergoß keine Träne. Die Brüder hatten mir zu oft erzählt, wie grauenvoll ich als Wickelkind geschrien habe, so sehr, daß unsre Mutter oft geäußert hätte: „Nun habe ich mir so sehr eine Tochter gewünscht, und sie schreit mehr als alle Jungen zusammen!“

Also saß ich schweigend, und da Tante Grete ihre Rede beendet hatte, so wandte sie sich wieder den andren Kindern zu. Ich konnte die alte Dame ganz gut im Spiegel von hinten sehen; ebenso die andern abscheulichen Mädchen. Aber sie mußten nähen und stricken, Tante Grete war sehr streng geworden, während Tante Friederike leise umherhuschte und ein kummervolles Gesicht machte. Sie hatte nämlich bei dem Sprung aufs Sofa einen Pantoffel verloren und konnte ihn nicht wiederfinden. Sie flüsterte es nur ihrer Schwester zu, aber die Schule hörte es doch und ließ Nähen und Stricken sein, um den

Pantoffel zu suchen. Sie fand ihn nicht; natürlich nicht, denn er lag gerade in meiner Ecke, und wie alle nun suchten, setzte ich die Füße darauf. Ich wollte ihn Tante Friederike selbst geben, weil ich sie leiden mochte, und weil sie so lustig auf dem Sofa ausgesehen hatte. Aber die andern konnten gern noch suchen; ich sah derweil in dem Spiegel, und dann streckte ich mir selbst die Zunge aus.

„Sie streckt schon wieder die Zunge aus!“ meldete die gleiche Stimme, die mich schon einmal angegeben hatte. Mit einem Satz sprang ich von meinem Strafplatz, griff nach dem Pantoffel, und schlug mit ihm auf die Besitzerin dieser Stimme ein.

Was dann geschah, weiß ich nicht mehr ganz genau. Ich glaube, Tante Grete hatte mich ergriffen, und der Stock sollte angewendet werden. Aber da klopfte es an die Tür, und eine freundliche Stimme fragte: „Darf ich hineinkommen? Ich wollte meine kleine Tochter abholen!“ Es war die Stimme meines Vaters! Meines Vaters, der immer seine schützende Hand über mir hielt und niemals glauben wollte, daß ich unartig wäre! Jetzt kamen mir die Tränen. Aufweinend stürzte ich auf ihn zu und griff nach seiner Hand, während Tante Grete ein ziemlich verdutztes Gesicht machte. Aber sie faßte sich bald, und meine Sünden wurden berichtet. Ich weinte so entsetzlich, daß ich die Augen nicht aufschlagen konnte und nur halbwegs hörte, wie Tante Friederike einige mildernde Worte sagte. Ich war ja eben erst fünf Jahre alt, und vielleicht könnte noch alles gut werden. Dann gingen mein Vater und ich über den Börnstieg nach Haus. Ich konnte mich immer noch nicht wieder fassen und klammerte mich nur an die warme weiche Hand, die mich so fest hielt. Gesagt hatte Papa noch gar nichts, und ich sah nicht mehr, wie die Sonne schien, wie die weißen Kerzen der Kastanien so aufrecht standen und der Himmel so blau war. Dunkel war die Welt geworden, ganz dunkel. So gingen wir eine kleine Strecke miteinander, und zaghaft hob ich die Augen zu meinem Vater empor. Machte er auch ein so finsternes Gesicht wie die Tanten, und meinte er auch, daß ich zu unartig für diese Welt wäre? Da sah ich, daß er leise vor sich hinlächelte. Ja, er lächelte, und als er mich nun ansah, fragte er: „Bist du wirklich so unartig gewesen?“ Mit einem Male schien die Sonne wieder, das Brünnelein rauschte, die großen weißen Kastanienkerzen leuchteten gegen den blauen Himmel!

Und nun berichtete ich alles. Das himmlische Vergnügen des Pfeifens, mit seinen schrecklichen Folgen, und mein Vater ließ sich alles geduldig erzählen. Als ich fertig war, sagte er nicht viel: nur, als ich den festen Vorsatz aussprach, niemals wieder in die Strickstunde gehen zu wollen, meinte er gelassen: „Willst du wirklich so dumm bleiben, daß du nicht einmal stricken lernen kannst?“ Nachdenklich blieb ich stehen. Eigentlich fand ich es angenehm, sich niemals mit Lernen zu plagen, aber ich merkte wohl, daß mein Vater eine andre Ansicht hatte.

So also drückte ich mich an ihn und begann über einen grüngoldnen Käfer zu sprechen, der eilfertig über den Weg lief. Papa beantwortete alle meine Fragen geduldig, und in bester Stimmung kehrten wir heim.

Wie lange ist dies her – wie lange schon verklang die geliebte, geduldige Stimme!

Und dennoch meine ich sie noch oft zu hören! Zu den Tanten bin ich aber am nächsten Morgen wieder gewandert, und ich habe gelernt, Strumpfbänder zu stricken. Krawall hat's nocht öfter gegeben, ich weiß, daß mir verschiedene Sünden später vorgehalten wurden. Ich habe sie vergessen: aber meine erste Strickstunde habe ich nie vergessen.

Clara Viebig

Submitted by ssEditor on Thu, 2010-05-06 22:32

Main Title:

Als unsre großen Dichterinnen noch kleine Mädchen waren (Poetry Collection, Reference)

Clara Viebig Vom Weg meiner Jugend.

Wer hätte in seiner Jugend nicht Dramen verbrochen, Dramen und Gedichte?! Wir alle – ob Jüngling, ob Mädchen. Ich auch. Aber ein glücklicher Stern hat mich vor Eltern bewahrt, die in mir ein Talent, eine besondere Begabung sahen. Damals freilich mag's mich geschmerzt haben – ich weiß es jetzt nicht mehr genau – aber mir ist, als hätte ich, zähneknirschend, die Faust im Sack, heiße Tränen vergossen, als mein Vater bei der großartigsten Stelle eines Dramas, das ich in der Rechenstunde unterm Pult, während der Lehrer sich verzweifelt mühte, uns in die Geheimnisse der Algebra einzuweißen, niedergeschrieben hatte, trocken sagte, "Bautz, da liegt er!"

O, dieses, "Bautz, da liegt er!" Ich habe es nie vergessen. In alten Marquishosen meines großen Bruders, die er zu einer Maskerade getragen hatte, spielte ich den edlen Räuber, der das Fräulein aus dem Grafenschloß raubt, es wahnsinnig liebt, wahnsinnig wiedergeliebt wird, sich aber, als ihm die alte Zigeunermutter der Bande entdeckt, daß auch er ein geraubtes Grafenkind sei, und zwar gerade dieses Fräuleins Bruder, ohne Besinnen das Messer in die Brust stößt. Mit einem dumpf gegurgelten: "So leb' denn wohl!" stürzt er vornüber zu den Füßen der Angebeteten zusammen. Alle Glieder schlug ich mir beim jähen Fall, meine Nase berührte unsanft die Stiefelchen des holden Fräuleins, aber hätte sich auch meine Stirn an der Diele zerschmettert, ich hätte keinen Schmerz gefühlt; nur dieses 'Bautz!' das ging mir durchs Herz wie ein wahrhaftiger Dolchstoß. Ich vermochte es nicht zu fassen, daß jemand so etwas sagen konnte, wo mir's doch so heiliger Ernst war.

Und doch, du guter Vater, was schulde ich dir nicht alles an Dank! Mit einer einzigen Bemerkung hast du mich aus verstiegenen Höhen heruntergeführt zur Wirklichkeit; die dünkte mir damals zwar platt, alltäglich, trivial, ganz und gar unpoetisch, und barg doch so viel wahre, echte Poesie unter ihrem schlichten Kleid. Man muß nur die richtigen Augen haben.

Alter Schwanenmarkt in Düsseldorf, eintöniges Viereck, um das eintönige Häuser stehen, alle sich gleich, alle gleich hellgetüncht, alle gleich hoch, alle mit drei Fenstern neben der Haustür und im Stockwerk darüber mit vieren, verzeih! Damals sah ich noch nicht, daß unter deinen Linden, die an verschwiegenen Sommerabenden mit ihren breiten Schatten kosende Mägde und ihre Schätze decken, die Poesie der rheinischen Stadt lustwandelt. Damals wußte ich noch nicht, daß übers gleichförmige Häuserkarree ebensoviel Sonnenglanz und Mondesträume ausgegossen sind, ebensoviel der Entzückungen, der Wunder dahinziehen, wie über eine Zauberwelt.

Heinrich Heines Stadt – was wußte ich damals von Heinrich Heine! In der Schule hatte ich nichts von ihm gehört.

Aber es kam ein Tag, da fand die Zwölfjährige unter den Büchern der Mutter, die im guten Zimmer auf einer an der Wand hängenden kleinen Etagere standen, ein Buch, das war rot wie Blut, mit Passionsblumengerank auf dem Deckel und mit einem weißseidenen Bändchen als Lesezeichen. Und die Halbwüchsige schlug's Büchlein auf und steckte neugierig die Nase hinein: was Interessantes? O ja, etwas Interessantes: weit mehr als das! Sie vergaß, daß sie abstauben sollte, vergaß die so und so vielmal herum, die ihr die Mutter am Strickstrumpf aufgegeben hatte, vergaß das Klavierüben und die fanzösische Übersetzung. Gott sei Dank, daß so selten jemand in die gute Stube kam!

Auf dem Tritt unterm Fenster kauerte ich, die langen Beine hochgezogen, die Hände um die Knie geschlungen; und auf diesen mageren Kinderknien lag das rote Buch. Ich las und las. Wie warmes, lebendiges Blut quoll es auf von dem roten Büchlein – es stieg mir zu Kopf, es quoll mir zu Herzen, jetzt stand mein Herz fast still vor Qual, jetzt hüpfte es wieder hoch empor vor Seligkeit. O, dieses ‚Buch der Lieder‘ was etwas anders, als die Gedichte, die man in der Schule lernt! Was waren selbst Schillers Taucher, Freiligraths Blumenrache und Chamisso's Löwenbraut hiergegen?! Hier was etwas ganz Neues, nie Gekanntes, nie Gefühltes, nicht einmal Geahntes! Das lebendige Leben mit seinen Freuden und seinem Weh, mit seinem Lieben und seinem Hassen klopfte bei mir an. Über die unberührte Seele stürzten die Empfindungen; die wand und krümmte sich unter der gewaltig einbrechenden Flut, fast wäre sie gern wieder losgekommen – es war ja manches so traurig, so schrecklich – aber, was war das doch so schön! Die Augen mußten lesen, lesen, wenn auch Tränen den Blick verdunkelten

“Clara!” Das klang wie die Posaune des Gerichts. “Clara, wo bist du?!”

Zitternd fuhr die Missetäterin auf beim Ruf der Mutter, zitternd stellte sie's Büchlein an seinen Platz. Ja, das war keine passende Lektüre für ein Schulmädchen, das fühlte sie wohl – still, nur still, daß die Mutter nichts davon merkte!

Ich erinnere mich noch sehr genau, wie mir an jenem Abend zumute war, als ich, das heimlich entwendete ‚Buch der Lieder‘ in der Tasche, mein Stübchen aufsuchte. Banger und doch seliger kann keinem Mädchen zumute sein, das sich mit dem Geliebten das erste nächtliche Stelldichein gibt. So selig-bang war mir. Ich las im Bett beim Schein eines miserablen Lichtstümpfchens wieder und wieder diese Liebesgedichte, die auf die Jugend aller Zeiten einen so unbeschreiblichen Eindruck machen werden, eben weil sie selber so unbeschreiblich jung sind.

Wie im Traum ging ich die nächsten Tage umher, blaß, mit einem verwirrten Lächeln. “Was hat die Clara?” fragte mein Vater. Ja, das sagte sie nicht! Sie hatte etwas ganz Besonderes, das trug sie in sich wie einen verborgenen Schatz. Anstatt gleich nach der Schule heim zu gehen, rannte ich jetzt in die Straße der Altstadt, wo Heinrich Heine einst geboren worden war, stellte mich da auf und gaffte die alten Giebelhäuser an: welches von den vielen war es? Noch zeigte keine Tafel den Namen ‘Heinrich Heine’, aber was tat's, die ganze alte Straße, die Luft, der Boden waren voll von ihm. Ich sehe den Rhein fließen vorbei am alten Schloß, darin der Schelm von Bergen den Reigen mit der schönen Fürstin schlingt – ich sehe die Stadt wie ein Nebelbild am Ufer des Stroms mit ihren Türmen emporsteigen – ich höre die Glocken der Jesuiterkirche da hinten dröhnen und hallen, - Gebete murmeln, Wallfahrtslieder erklingen, sie ziehen aus nach Kevelaer, die Mutter und der Sohn mit in der Prozession – ich höre das Hündchen bellen und suche das Hühnerhäuschen, darin die Kinder Verstecken im Stroh spielen – dieses alles sehe, höre, fühle, erlebe ich. Ja, hier ist ein Dichter gegangen, und ich darf ihm nachgehen mit schüchternem Tritt! –

Ich habe dann mein heimliches Glück doch nicht allein für mich behalten können. Zuerst erzählte ich der Nachbarstochter davon, und als diese hoch und heilig versprach, mich nicht zu verraten, las ich ihr an einem verschwiegenen Ort aus dem Buch der Lieder vor. Ich las mich in einen Rausch hinein, und auch sie wurde davon mitergriffen. Ob wir alles verstanden haben? Ich bezweifle es; aber etwas hatten wir sicher verstanden: die Musik der Verse, den köstlichen Wohlklang. Und ein Respekt kam mich an vor solchen Versen – wo solch ein Dichter gedichtet hatte, durfte da noch jemand anderes dichten ?!

Solcher Respekt hat mich mein Leben lang nicht verlassen. Ich habe immer eine ehrfürchtige Scheu vor der Kunst gehabt, so daß es lange, lange gedauert hat, bis ich mich selber an sie herantraute. Die Jugend ist mir fast darüber hingestrichen, denn was ich als junges Mädchen heimlich erdachte und niederschrieb, das ist auch heimlich geblieben; ich habe es zwar noch nicht verbrannt, es liegt ganz hinten in einem Fach meines Schreibtisches, aber ich lasse es niemanden lesen, und wenn ich selber einmal hineinblicke, dann klappe ich geschwind wieder zu und sage mir: doch gut, daß nicht alles gedruckt wird!

Der Vater hat es nicht mehr erlebt, daß die Tochter Schriftstellerin geworden ist. Ob er sich wohl darüber gefreut hätte? Ich glaube es. Er hatte einen freien Geist, einen Geist, wie man ihn nicht allzu häufig in den engen Schranken preußischen Beamtentums findet; einen Geist, der stark war in einem schwachen Körper. Ich erinnere mich meines Vaters nur als eines kranken Mannes; den hageren Körper ein wenig vorgelegt, hatte er in den tief liegenden blauen Augen unter der hohen Stirn ein Leuchten, das nicht mehr von dieser Welt war. Ein stiller und ernster Mann. Einen fröhlichen Vater habe ich nie gekannt, und doch hat dieser ernste Mann mit dem schneeweißen Haar sein junges Kind so gut verstanden. Das Beste meiner Kindheit waren die Stunden, die ich bei ihm verbringen durfte.

Dämmerung war's, die Akten waren abgetan, er hatte sich in dem kleinen Arbeitszimmer müde aufs Sofa gestreckt. Ich kauerte auf dem gestickten Teppich vor dem Sofa und hatte dem Vater beide Arme auf den Schoß gestreckt: "Erzähl' mir was!" Dann legte er die Offenbarung Johannis, in der er viel zu lesen pflegte, beiseite, und seine magere, ach, oft so heiße Hand auf meinem Haar ruhen lassend, sagte er zärtlich: „Meine Töchterchen! Erst erzähle du mir – was hast du heut getrieben?“

Wie hätte ich etwas verschweigen können?! Vor dem Blick dieser tiefen, blauen, entrückten Augen gab's kein Geheimnis. Und immer fand ich Verstehen, Verzeihung, eingehendste Liebe. Unter dem kaum fühlbaren Druck dieser mageren, trockenen, fiebernden Finger glättete sich mein oft gar wirres Denken. Und die kindische Unruhe eines jungen Herzens, das so hastig schlug, das so viel wollte – ach, viel zu viel! – ging unter im Frieden einer abgeklärten Resignation. Es mögen wohl Worte der Weisheit gewesen sein, die der weißhaarige Mann zu dem blonden Kinde gesprochen hat. Gescholten hat mich mein Vater nie; ich habe ihm alles gestanden, jede Unart, jeden trotzigen Gedanken, er hatte immer ein mildes Nicken dafür, und als ich ihm von Heine sprach, da hat er fein gelächelt: "Noch etwas früh, mein Töchterchen! Aber der Vorteil ist größer als der Nachteil. Lies du nur, lies!" Und das machte ich mir zunutze. Was half es, daß meine Mutter wehrte, daß sie schalt über die "ewige Leserei", ich hatte den Vater zum Verbündeten. Neben uns wohnte ein alter Mann, Herr Meuser, ein Kohlenhändler; ganz plötzlich auf einer Geschäftsreise hatte ihn der Schlag getroffen. Nun saß er finster und unbehilflich in seinem Soregenstuhl, und all die vielen Bücher, die er sich in seinem Leben zusammengetragen hatte, bald hier, bald da – ohne Wahl – konnten ihm die Langeweile nicht vertreiben. Er war ja blind, blind; um ihn undurchdringliche Nacht.

"Kommst du, mein Auge?" fragte er erwartungsvoll, wenn die Tür leise knarrte; und sein finsteres Gesicht hellte sich auf.

Ich war schon am Bücherschrank. Und dann las ich ihm vor, ohne Wahl, wie es gerade kam: Eugen Sue, Lord Lytton Bulwer, Flygare Carlén und Honoré de Balzac, Walter Scott und Victor Hugo – Gott weiß was noch alles! In miserablen Übersetzungen, in einem Deutsch zum Erbarmen. Es stand viel Minderwertiges in diesem Bücherschrank; neben dem Guten das Schlechte, neben dem Schönen das Anstößige. Ich habe das Anstößige nicht gefühlt; mit eintöniger Kinderstimme schnatterte ich darüber

hinweg. O, wie recht hat mein Vater gehabt! Das Lesen hatte gewiß einen Nachteil, einen großen Nachteil, ich las mich fast krank, aber der Vorteil war doch noch größer.

Vom blinden Herrn Meuser her stammt meine erste Bekanntschaft mit der Weltliteratur. Und die setzte ich fort, als meine Eltern mich zu ihren Freunden, einem alten Ehepaar – Landgerichtsrat Mathieu – ein Jahr nach Trier, wo sie vor Düsseldorf gelebt und wo ich geboren worden war, in Pension taten. Mein Vater wurde immer kränker, meine Mutter war immer bekümmert um ihn bemüht, unser Haus war kein Haus mehr, in dem ein junges Leben sich sorglos entfalten konnte. Und sie wollten mir doch Sonne geben, die Sonne einer so unbekümmerten Lebensfreudigkeit, wie sie dem guten Onkel Mathieu aus jedem Fältchen seines humorvollen Gesichts lachte, aus jedem schalkhaften Zucken seiner Mundwinkel blitzte. Wie sehr habe ich diesen Mann geliebt! Wenn ich jetzt durch die Straßen meiner alten Vaterstadt Trier schreite, ist es nicht die einst versunkene und wieder auferstandene Größe der römischen Baudenkmäler, die mich mit einem Schauer der Ehrfurcht überrieselt; nicht die sanfte Lieblichkeit der blauen Mosel, nicht die malerischen Formen der roten Felsen, hinter denen die Eifelberge grünen, bewegen meine Seele – mein Herz ist hier weich und liebevoll, weil es an Onkel Mathieu denkt. Hier bin ich einst neben ihm hergeschlendert, hier sind wir Hand in Hand die Mosel entlang gewandert, hier sind wir in die Eifelberge hinaufgestiegen. Wie hat es mich oft gepackt da oben, damals als junges Ding, daß ich mich am grünen Rain niederwarf und laut jauchzte, so laut, daß die Einsamkeit wieder jauchzte! Noch sehe ich das eingetümelte Schmunzeln um den Mund des alten Herrn, wenn ich, vor Lust mich nicht su lassen wissend, wie berauscht von Wein – ach, wir hatten doch gar keinen getrunken, nur Luft, Heimatluft, Moselluft, Eifelluft – mich stammelnd an seinen Hals warf: "Ich bin so glücklich!"

Diese Eindrücke sind die Keime für meine ersten Eifelgeschichten gewesen. Onkel Mathieu war Untersuchungsrichter; wenn er mit seinem Sekretär auszog, um Tatbestände aufzunehmen, um Obduktionen beizuwohnen, so zog ich mit aus, das heißt, man setzte mich in irgendeinem Wirtshaus ab und empfahl mich der Obhut der Frau Wirtin. Es dauerte oft lange, bis die Herren ihre Geschäfte erledigt hatten, aber mir wurde die Zeit nicht lang. Wirtinnen sind meist gesprächig, sie wissen zu erzählen; und ich wußte zu fragen.

In den kleinen Eifelhäusern, wo wild durcheinander Unkraut und brennende Liebe, Kartoffeln und Sturmhut, Feuerlilien und Nachtschatten wuchern, hörte ich manche Geschichte von Liebe und Haß, von frommem Gelübde und verbrecherischer Schuld, von Wallfahrtswundern und gebrochener Treue, von Habgier, von Mißgunst. Wie draußen in der weiten Welt, so war's auch hier in der Einsamkeit. Nur daß die Leidenschaften hier gewaltiger wachsen, sie wachsen ungezügelt, sie werden reisengroß.

Die Sonne prallte heiß aufs Hochland, das Blut stieg mir zu Kopf; nicht alles taugte für Mädchenohren. Und was die Zurückkehrenden erzählten – ich ließ ja keine Ruh, ich mußte es ja wissen, was der Richter in seinen Akten aufgezeichnet hatte – das war auch nicht gerade geeignet für ein Pensionsfräulein. Aber hat es mir geschadet? O nein! Ich bin dem Volk in seinem Denken und Empfinden nahegekommen. Ich bin wohl erschauert beim derben Tritt, mit dem es die Erde stampft; niedergetreten wird vieles unter nägelbeschlagener Sohle, alles was schwach ist und lebensunkräftig. Erbarmungslos ist das Volk, hart, aber es kann auch lieben ukräftig, es folgt seinen Trieben unbefangen und schämt sich ihrer nicht.

Der gute Onkel hatte oft zu zügeln – das Derbe zog mich an, - aber ich merkte es an seinem Schmunzeln, von Herzen kam ihm solche Rüge nicht. Er gab mir zu lesen, viel zu lesen; Tieck und

Brentano liebte er sehr, ich lernte sie auch lieben. Das Volkstümliche im 'Blonden Ekbert' und in der 'Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl' fesselte mich.

Mein erster schriftstellerischer Versuch fällt in diese Zeit des sechzehnten Jahres. Longfellow's 'Hiawatha', den ich beim Onkel englisch gelesen hatte, übersetzte ich ihm metrisch zu seinem Geburtstag. Es war ihm eine große Genugtuung und mir keine große Mühe; wo die Übersetzung hingekommen ist, weiß ich Gott sei Dank nicht.

Heinrich von Kleist stand auf dem Ehrenplatz in Onkels Bibliothek, und wenn er mir auch nicht so süß einging wie der erste Teil des Faust, mich nicht so mit Fortriß wie der Werther, so beschäftigten mich doch die Kleistschen Novellen, insonderheit Michael Kohlhaas, sehr lebhaft; wie mich denn überhaupt von jetzt ab Prosa immer mehr anzog als Verse. Für Schiller habe ich damals gar keine Neigung gehabt; es ist mir auch später schwer geworden, ein Verhältnis zu ihm zu finden. Ich weiß nicht, war er mir in der Schule verleidet worden, oder reizte mich das stete 'Die Jugend muß Schiller lesen' zum Widerspruch? Oder sträubte sich etwas in meiner Natur gegen dieses beständige Heranziehen jener Götter, die in Marmor unter tiefem Blau, umrauscht von Myrtenhainen, lebendiger wirken mögen: die mir aber unter unsrem deutschen Himmel tot, nackt, kalt, wie Puppen erschienen. Sie machten mir Schiller unangenehm; ich wurde ungerecht und habe fast darüber vergessen, daß er uns einen Tell schenkt hat. - -

Der gute Onkel Mathieu ist längst dahingegangen, wenige Jahre nach meinem Vater habe ich auch ihn verloren, und mit ihm schwand die literarische Anregung aus meinem Leben. Meine Mutter las wenig, und was sie las, entsprach nicht meinem Geschmack. Sie, eine Pastorentochter, sehr jung an den viel älteren hohen Beamten verheiratet, war nie aus dem engen Kreis herausgekommen, den Herkunft und Lebensstellung um sie gezogen hatten. Wir waren oft uneins; sie gehörte noch ganz zum alten Schlag, sie hatte keine Ohren für den in unsrer modernen Zeit immer lauter und lauter werdenden Ruf: die Jugend muß sich ausleben. Für sie gab es noch kein Recht der Kinder, nur ein Recht der Eltern: das Recht, ihre Kinder ganz dem eignen Geschmack, den eignen Ideen nach zu erziehen. Es kam mir hart an, meine Wünsche und mein Wollen über Bord zu werfen; die Mutter war die stärkere, ich habe mich allezeit beugen müssen. In dieser zarten kleinen Frau, mit dem auch bei vorgeschrittenen Jahren noch mädchenhaft lieblichen Gesicht steckte eine Kraft, eine Unbeugsamkeit, deren eiserner Disziplin die große Tochter sich einfach fügen mußte. Erst in reiferen Jahren habe ich erkannt, was ich dieser seltenen Frau zu danken habe. Von ihrer Unermüdlichkeit, von ihrem Fleiß, ihrer Ordnungsliebe, ihrem Pflichtgefühl hat sie mir etwas mitgegeben; aber auch - was man vielleicht auf den ersten Blick nicht bei ihr gesucht haben würde - das Erzählertalent. Von meiner Mutter muß ich's haben, das ist gewiß; mein Vater war ein schweigsamer Mann, sie aber konnte beredt sein.

Was sie mir von ihrer Heimat erzählte, der fernen Provinz Posen, die ich bis zu meinem zwanzigsten Jahre nur aus ihren Erzählungen kannte, wie sie die Christnacht schilderte in der alten Kirche zu Schwersenz, die Rosen und die Lilien im Pfarrgarten, die Besuche der großen Herren, die vielerlang beim Geistlichen vorfuhren, die schweren Tage der Pfarrfrau, die mit ihren unmündigen Kindern, plötzlich des Vaters, des Ernährers beraubt, in drückendsten Verhältnissen zurückblieb - das alles entbehrte nicht der poetischen Kraft. Und wenn sie dann von jenem Tage sprach, an dem sie, als junge Frau am Fenster stehend, zusah, wie drunten auf Karren und Leiterwagen die unglücklichen Soldaten vom Dorfe Buk her in die Stadt Posen gebracht wurden, mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, verstümmelten Armen und Beinen, halb verblutet unter den Messern fanatischer Weiber, dann wuchs die polnische Revolution

gewaltig vor mir auf. Ich hörte das Dangeln der Sensen, ich sah deren breites, blitzendes Blank sich blutig färben unterm Mähen der Sensenmänner, ich sah den weißen Falken fliegen auf rotem Panier und hörte das wahnwitzige Gebrüll der Menge:

“Noch ist Polen nicht verloren –

Niech zyje Polska!”

Das Jahr 1848 führte meine Eltern nach Frankfurt am Main; mein Vater saß im Parlament als Abgeordneter für Posen. Es gehörte schon in meinen Kindertagen zum hohen Genuß, wenn die Mutter sich bereit finden ließ, von Uhland und den Brüdern Grimm zu erzählen, von Robert Blum und Karl Vogt, von General Auerswald und dem schönen Fürsten Lichnowski, dem ritterlichen Elegant, der auf der Bornheimer Heide ein so klägliches Ende gefunden hat. Die lebten alle; mit allen kleinen und großen Schwächen, mit allen inneren und äußeren Vorzügen, mit allen Mängeln und allen Tugenden standen sie da.

Und was ist mir das Jahr 1870/71 durch meine Mutter geworden! Ein Ereignis, als hätte ich's schon mit vollem Verständnis miterlebt. Sie hatte damals im Lazarett gepflegt; Franzosen und Preußen, Bayern und Pommern, Schwaben und Westfalen hatte sie leiden und genesen, aber auch leiden und sterben sehen. Auch ich bekam das alles zu sehen, dank der Freudigkeit, der Begeisterung, mit der die Mutter von jener großen Zeit sprach; dank der blühenden Farben, mit denen ihre anschauliche Kraft jene Bilder malte. Und später hat die Großmutter meines Knaben Träume bevölkert mit ihren Turkos und Zuaven, mit ihren Braven von Spichern, mit ihren Helden von Gravelotte, mit dem Bazaine in Metz und dem Napoleon bei Sedan. Und sie hat ihn aus dem Schlafe geweckt mit dem Läuten aller Glocken, mit dem Gesang der Schulkinder, die die Straßen der Stadt durchjubeln:

‘Es braust ein Ruf wie Donnerhall

Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:

Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!

Wer will des Stromes Hüter sein?’-

Ich habe meiner Mutter den Roman ‘Die Wacht am Rhein’ gewidmet; ihr verdanke ich ihn ja. Und vielleicht verdanke ich ihr auch noch einen andern – wenigstens die erste Anregung dazu – die Anregung zu ‘Das schlafende Heer’.

Mein Vater war Gutsbesitzerssohn aus dem Land des schlafenden Heeres; seine Vorfahren waren seit hundert Jahren, seit viel länger schon, dort angesessen, und es hatte einen eigenen Reiz, Mutter vom altem Stamm gut Rokitten erzählen zu hören, auf dem der Schwiegervater die junge Frau des ältesten Sohnes recht als ein großer Herr empfing, mit ihr durch die Felder jagte und dem schönen Töchterchen stolz seine drei Güter wies: Rokitten, Rhyn und Golmütz. Wo sind die drei nun hin? Der alte Samuel Viebig, meines Vaters Großvater, der im hellblauen Frack unterm schlicht gescheitelten langen weißen Haar sehr energisch in unsrem Eßzimmer von der Wand blickt, würde wenig zufrieden sein, daß nur noch auf Rokitten ein Viebig sitzt. Er war der Mehrer der Güter, und wenn er den polnischen Herren, die es nicht anders taten als vierelang bei ihm vorzufahren, mit vier Ochsen den Besuch erwiderte, so war er auch

allezeit ein Mehrer des Deutschtums; es wagte keiner zu mucken. Auch an dem Deutschtum in der Provinz würde der Alte jetzt seine Freude nicht haben.--

Als meine Mutter und ich nach Berlin zogen, um dort mein Talent für die Musik ausbilden zu lassen, wurde auch mir die Heimat der Eltern eine Heimat; durch dreizehn Sommer war ich auf Gütern meiner Verwandten, teils im deutschen, teils im polnischen Teile der Provinz, ein monatelanger Gast.

Welche Vorurteile ich auch am Rhein gegen die Provinz in mich aufgenommen hatte, und so seltsam, so fremdartig mich auch zuerst diese endlosen Rüben- und Weizenfelder anmuteten, ich lernte doch bald, daß auch dieses Land des Ackerbaues, der Ebenen und der Seen seine Schönheiten hat. Diese unbegrenzte, sonnenflimmernde Weite, in der das Korn reift, ist schön; diese tauig-kühlen Nächte sind schön, in denen es so köstlich ist unter der reichbesäeten Himmelsglocke dahinzufiegen. Die Pferdchen traben. So hoch, so groß und still wölbt sich das Sternenzelt.

Nichts hört man, als das Locken einer Wachtel im Korn und fern, fern im Dorf, dessen Lichtlein am Horizonte flimmern, das Dangeln einer Sense. Man hört so weit in der großen Stille, das Ohr schärft sich, es gewöhnt sich, den leisesten Laut aufzufangen. Und die Augen schärfen sich auch; der Blick wird sicherer, nicht nur jedes Kirchturmspitzlein über der blauen Linie des Kiefernwaldes späht er aus, jedes Rauchwölkchen, das einsamen Weilern entsteigt, er lernt auch das kleinste liebevoll sehen: die Spur des Hasen im sandigen Weg, das Nest des Zaunkönigs im struppigen Buschwerk. Der Fülle und Schwere der Ähren lernt er prüfend achten, und wie dem Habicht entgeht auch ihm keines der winzigen Rebhühnchen, die hinter der Mutter her zierlich die Ackerfurche durchtrippeln.

Wenn ich jener unbegrenzten Weiten gedenke, durch die ich oft ganz allein mit den Ponies kutschiert bin, kommt mich eine Sehnsucht an nach dem mehligem Duft der sonnvergoldeten Ährenfelder; nach dem strengeren Harzgeruch der blauenden Kieferwälder, in denen die Räder langsam und lautlos durch sandige Wege mahlen; eine Sehnsucht nach dem demütigen Gruß fleißig schaffender Landleute. Wieder möchte ich mir das Ährensträußchen mit flatterndem Band von der knicksenden Marynka an die Brust heften lassen, mich "binden" lassen vom lachenden Volk der Schnitter; wieder einmal die roten Röcke der Mägde, mohnblumengleich, im Tanze wirbeln und bei der Schafschur die rosige Haut des Lammes unter den fallenden Locken der Wolle aufschimmern sehen. Wieder krebse am See beim Fackellicht, den dummen Gesellen, der, vom Schein angelockt, unterm Stein am Ufer hervorkriecht, flink mit zwei Fingern von oben packen und in den Sack auf dem Rücken schleudern; wieder im hohen Röhricht des Sees den Kahn festfahren, still dort die Angel auswerfen; die Spitzen des Schilfes im Winde sich neigen sehen, sich einlullen lassen vom lispelnden Flüsterhauch, vom verschlafenen Glucksen der Wellchen am Kiele des Boots.--

Was mir Berlin, das Häusermeer, mit seinen Steinen und Schloten, mit seinen Dünsten und seinem Staub, mit seinen Sorgen und Kümmernissen jahrsüber auf die Seele geladen hatte, das hat mir der Sommerhauch des Posener Landes allemal wieder heruntergeblasen; und ich bin neu geworden.

Sie waren nicht leicht, diese Berliner Jahre; es liegt viel Ringen in ihnen, inneres und äußeres, ein steter Kampf, viele Enttäuschungen und manches Leid, von dem man nicht spricht.

Die Musik war nicht das Feld, auf dem ich mehr als eine Dilettantin werden sollte; und doch, wäre mein Ohr durch sie nicht geschärft und geübt worden für Rhythmus und Harmonie, wer weiß, ob ich es je

gelernt hätte, das Wort nach Klang und Wert, den Satz nach Melodie und Takt abzuwägen. Es ist ein herrliches Instrument, unsere deutsche Sprache, aber die Finger müssen feinsüßlich sein, das Ohr feinhörig, wenn es uns gelingen soll, darauf zu spielen.

Meine Gesangstudien waren beendet, aber Erfolg, volles Gelingen, Befriedigung haben sie mir nicht gebracht – Erfolg, das hieß vorerst: Verdienst. Denn ich sollte, wollte, mußte verdienen. Ein Teil unseres kleinen Kapitals war verloren gegangen, bei meiner Mutter meldete sich ein schweres Leiden; pekuniäre Sorgen, die grausam drückten und die doch für mich ein Segen waren, trieben mich dazu, neben den wenigen Musikstunden, die ich zu geben hatte, es mit ein paar kleinen Erzählungen zu versuchen. Sie gefielen; vielleicht weil sie so anspruchslos waren – freundliche Bilder, rheinische Jugenderinnerungen – vielleicht auch, weil es gute Menschen waren, die sie zuerst in die Finger bekamen. Vielleicht auch, weil ich selber nicht groß von ihnen dachte. Man sagt oft, man müsse Selbstbewußtsein haben, um es in der Kunst, um es überhaupt im Leben zu irgend etwas zu bringen; ich bezweifle das. Ich hatte zu meinem Glück kein Selbstbewußtsein, und ich weiß bestimmt, hätte ich es gehabt, so wäre ich da stehen geblieben, wo ich damals stand mit meinen kleinen rheinischen Skizzen.

Ich war wohl froh, ehrlich froh, Geld zu verdienen, aber ein Frohsein, bei dem die Seele sich freut, bei dem sie jauchzt, sich erhebt aus dem Alltag, solch ein Frohsein war das nicht. Unklar fühlte ich: das, was ich schrieb, war fernab von Literatur. Aber wie hin zu ihr kommen, wie sie erreichen, die wahrhaftige, die einzige, die wirkliche Kunst?!

Da gab mir ein Freund Zola zu lesen. Er wußte wohl, was er unternahm, als er mir den Band in die Hand drückte, und hatte Bedenken: würde mir das auch wirklich gut tun? Er hoffte es; aber was er mir damit getan hat, das hat er freilich doch nicht geahnt.

“Germinal” wurde mir eine Offenbarung. Ich las es heimlich, meine Umgebung hätte durchaus keinen Gefallen an dieser Lektüre gefunden. Aber ich, aber ich! Ich fieberte, ich zitterte, ich war wie niedergedonnert; ein Blitz hatte mich hell durchfahren, ich lag zerschmettert, aber – jetzt sah ich. O diese Kraft, diese Größe, diese Glut der Farben, diese Gewalt der Sprache, diese Fülle der Gesichte, diese Leidenschaft der Gefühle! So muß man schreiben, so! Ohne Rücksicht, ohne Furcht, ohne scheues Bedenken. So, nur so kann man jene Leiter erklimmen, die steil und senkrecht zu Höhe der Literatur hinanführt.

Was Brutales da war, was des Zuviel bei Zola ist, sah ich damals noch nicht; ich bewunderte nur, staunte an ohne Kritik, mit fortgerissen von der gewaltigen Kraft dieses Riesen.

Und wenn ich hundert Jahre alt würde, ich würde den Tag dieses Eindrucks nie vergessen; er ist bestimmend für mich geworden. In den Winkel flogen die rheinischen Skizzen – nein, nein, nicht mehr so “wie früher”! Und wenn auch kein Mensch mehr etwas von mir drucken würde, und wenn meine Verwandten, meine Freunde sich auch beleidigt von mir wenden würden, und wenn ich verhungern sollte, ich würde von jetzt ab anders schreiben: ohne Phrasen, ohne Zierlichkeit, ohne Schönfärberei. Ganz nackt meinerwegen sollten die Gestalten dastehen, nur ehrlich, ehrlich! Ich war wie im Taumel; ich setzte mich hin und schrieb in zwei Tagen eine größere Erzählung: “Die Schuldige”. Es war ein Stoff, den ich schon lange in mir herumgetragen hatte – ungeahnt – nun tauchte er plötzlich wieder auf; er stammte noch aus jener Zeit, als ich den Onkel Mathieu auf seinen Untersuchungsreisen begleitete.

Keine Redaktion nahm "Die Schuldige" an. Ich war wohl traurig darüber, aber ich schrieb doch so weiter.

Und ich habe nie mehr so "wie früher" geschrieben.

Hermine Villinger

[119]

Hermine Villinger

[120]

121

Ein Auffass aus meiner Pensionszeit. <<Er wird besser als ich es jetzt könnte, meine Kinderjahre schildern.>>

Ich bin am 6. Februar 1849 in Freiburg im Breisgau geboren; kaum war ich auf der Welt, sind wir nach Karlsruhe versetzt worden. Als ich in die Kleinkinderschul kam, lief ich davon. Endlich mußte ich doch hinein. Ich wurde auf einen Tisch neben das Klavier gesetzt, ab dem meine Lehrerin Stunde gab; da sollte ich stillsitzen und stricken: das war entsetzlich, und ich warf mein Strickzeug hinter den Kasten. Mein Bruder war ein Jahr jünger als ich und viel bräver; er hat mir auf dem Heimweg gesagt: "Du kommst gewiß noch in die Höll".

In der langen Straß in einem Laden lernten wir die erste böse Frau in unsrem Leben kennen; sie sagte, sie wolle uns Handschuhe anmessen,

122

und wir streckten die Hände über den Ladentisch; da tat sie uns sehr weh, daß wir weinen mußten und uns doch schämten und ganz rot wurden, was mir unvergeßlich blieb. Ebenso erlitten wir einen tiefen Seelenschmerz über zwei junge Ziegen, die eine Frau ins Haus brachte, und mit denen wir uns unters Bett versteckten, und bitterlich weinten, weil wir gehört, daß man sie schlachten wollte. Dieselben Tränen vergoß ich, als mir Tante das Leiden Christi erzählte.

Als ich fünf Jahre zählte, machte Mama und Tante eine große Reise mit mir nach Celle in Hannover. Wir mußten einen ganzen Tag auf dem Rhein fahren, und ich wollte die kleinen Häuser an den Ufern für meine Puppe haben, was eine rechte Plage für Mama und Tante war, denn ich sollte außerdem wieder fortwährend stillsitzen, und das ging nicht. In Köln wo wir kölnisches Wasser kauften, saß eine Frau mit einem roten Kopftuch vor dem Dom und weinte; das tat mir so weh, daß ich auch weinte und nicht vom Fleck wollte.

123

Endlich kamen wir in Celle an, wo ich in einem Korb schlief. Tante Caton lud mir kleine Mädchen ein, die aber alle so still und brav waren, daß ich sie nicht ausstehen konnte. Onkel Petersen ließ mich beim Spazierengehen über alle Steinhäufen springen; Schwäne schwammen in einem Teich, und ich fütterte sie.

Nachdem wir lange genug in Celle waren, kehrten wir wieder nach Karlsruhe zurück, und ich kam

in die höhere Töchterschule, die am Landgraben lag.

Tantele lernte mit mir; ich weiß überhaupt nicht, wie es uns ohne Tante Therese gegangen wär, denn wer hätte uns sonst Geschichten erzählt!

Im Sommer ging Mama mit mir nach Kenzingen, zum Apothekeronkel; dort kannten mich alle Leute, nannten mich's Karlsruhermaidele, und ich war selig. Im Garten war eine große Wiese mit einem herrlichen Birnenbaum; da lagen sie gelb im Gras, wenn ich des Morgens herunterkam, und die Hortensienbeete

124

an der Mauer gefielen mir so gut mit den glänzenden Tautropfen. Überall war ich, und immer den Mund und die Taschen voll, vier Wochen lang! und niemand verlangte von mir, ich solle stillsitzen.

Am liebsten ging ich zur Schwarze-Mutter, die im Gäßle hinter der Apotheke wohnte. Es gefiel mir so gut, daß der Bauer, wenn er in die Stube kam, aus dem Weinkrug trank, der auf der Komode stand, und die Schwarze-Mutter trank auch daraus, und ich gleich hinterher. Halbe Tage bin ich mit ihr auf dem Feld gewesen, und einmal, wie ich gegen Abend hinüber kam, stand der Wagen hoch voll Hanf vor dem Haus, und die Schwarze-Mutter sagte, daß sie in die Stadt zum Markt fahren. Da bin ich gleich aufgesessen, und hab gesagt: ich fahr mit! "Am end ists aber der Mama nicht recht?" meinte die Schwarze-Mutter. "Freilich," hab ich gesagt, "allen ists recht in der Apotheke, wenn sie mich los sind."

Drauf sind wir davon gefahren; der Bauer

125

ist nebenher gegangen, die Schwarze Mutter und ich saßen hoch droben, und so gings langsam zwischen den Rebbergen hin, durch die Felder; am Himmel kamen die Sterne, und die Schwarze-Mutter wickelte mich in ein warmes Tuch und sagte: So fahren wir die ganze Nacht. Das machte mich unaussprechlich glücklich, nur merkte ich leider nichts davon, denn ich schlief gleich ein, und erwachte erst, als ich allerlei Stimmen um mich herum hörte. Da saß ich an einem langen Tisch in der Wirtschaft mit vielen Bauern zusammen, und die Schwarze-Mutter schenkte mir eine mächtige Schüssel Kaffee ein und legte mir rechts und links ein Weißbrot hin. Alsdann haben wir uns gar nicht gewaschen, sondern sind gleich auf den Markt gefahren, mit vielen andern Hanfwägen, und ich blieb droben sitzen und die Schwarze-Mutter handelte mit allerlei Männern, und endlich kaufte einer den Hanf und sagte: "Aber das Jünferle droben nehm ich mit in Kauf".

Da bin ich sehr erschrocken und hab herunter

126

geschrien: "Nein, nein, ich bin ganz extra teuer, ich kost hunderttausend Gulden!"

Da haben sie alle gelacht, und wie mich gerade die Schwarze-Mutter herunter holt, wer steht da und droht mit dem Finger? der Apotheker Onkel!

"Schwarze-Mutter," hab ich gesagt, "jetzt weiß ich, wer daheim eine Ohrfeig kriegt"-- da hat sie zu lamentieren angefangen, und dem Onkel immerfort die Hand gedrückt, und ihn gebeten, er solls doch nicht zulassen, daß mir was geschieht, sonst hätte sie keine frohe Stunde mehr im Leben.

Darauf sind wir nach Kenzingen zurück gefahren, und wer keine Ohrfeig gekriegt hat, war ich, Halleluja!

Zu Haus fing dann wieder das Elend mit dem Lernen an; wenn Tantele fragte: "Hast du deine Aufgaben gemacht?" gab ich die Antwort! "Den Kopf können sie mir nicht nehmen, ich überlaß mich dem

Schicksal.”

Daraus entstanden höchst traurige Auftritte,

127

aber so oft ich mir auch vornahm, mich zu bessern, es wurde nie etwas daraus, weil ichs eben immer wieder vergaß und gar so gern vergnügt war.

Im Religionsunterricht, als ich einmal wieder nichts wußte, habe ich zu meiner Entschuldigung gesagt:

“Gerad das Sätzle ist mir nicht in den Kopf gegangen.”

“Ja, ja, das habe ich schon gemerkt,” hat der Herr Oberstiftungsrat gesagt, “der ganze Katechismus ist voll von Sätzen, die dir nicht in den Kopf gehen; bleibe heute einmal von zwölf bis eins da und schau dir die Sätze genauer an.”

So mußte ich zum erstenmal in meinem Leben sitzen bleiben, und wurde eingeschlossen; als aber alles still in der Schule, machte ich das Fenster auf, warf meinen Ranzen auf die Gasse, und wie ich mich eben hinunterschwingen will – wer kommt um die Ecke? der Herr Oberstiftungsrat! Fast traf mich der Schlag!

128

Er sagte aber: “Potz tausend so so! na komm, ich will dir helfen.”

Da machte ich, daß ich heim kamm.

Einmal geschahs auf dem Ludwigsplatz vor unsrem Haus, wo wir spielten, daß uns die Buben überfielen, da habe ich mich fürchterlich gebalgt, und wie ich nach Haus komm, schlägt Mama die Hände zusammen, Papa lacht, daß ihm die Thränen aus den Augen laufen, und Tantele ist ganz außer sich und sagt:

“Daß wir so ein Kind haben müssen!”

Und wie ich in den Spiegel seh, habe ich eine ganz schiefe Backe, und alle Hahnenfedern auf meinem Hut sind ausgerupft.

Indem ich nun größer wurde, machte ich ein Gedicht, namens:

“Vater, der du die Mutter erschlugst” -- worüber sich Mama und Tante außerordentlich entsetzten, und Hermann mich alle Tage auslachte.

Das Ärgste aber, ich hatte den “Verschwender” gesehen, und es entstand in mir der Drang

129

zur Kunst. Dies war Mamas größter Kummer, sie sagte mir, ich dürfe niemals in meinem Leben zum Theater, und weil ich weinte, gab sie mir wenigstens ein Täfelchen Schokolade. Hierauf wurde es dringend nötig gefunden, mich ins Institut zu tun, worauf ich alle Tage in eine Abschiedsvisite eingeladen wurde, und die zahlreichen Händel mit Hermann vollständig aufhörten.

Als am Tage der Abreise Mama zu uns sagte:

“Kinder, ihr müsst jetzt Abschied von einander nehmen” -- ist Hermann schnell mit seinem Schulranzen davongelaufen, und ich habe mich in Papas Kleiderschrank versteckt.

Als aber Tantele bei meinem Fortgehen weinte, wo ich doch nichts getan, als ihr das Leben verbittert hatte, da bekam ich einen Schmerz bis in den Hals hinauf, wie nie vorher im Leben.

Was ich aber nie geglaubt hätte, im Kloster ists wundervoll. Lustig darf man sein bis dort

130

naus und Streiche ausführen so viel man will. Freundinnen habe ich gefunden wie Sand am Meer. Meinen lieben Lehrerinnen zu Lieb aber könnt ich still sitzen bis an mein Ende. Darum auch habe ich zur Weihnachtsüberraschung mit einigen Arbeiten nach Haus geschrieben: "Verzweifelt nicht, auch aus mir kann noch etwas werden, so Gott will. Amen."

Luise Westkirch

[131]

Luise Westkirch

[132]

133

Das Paradies meiner Kindheit.

Meine erste Erinnerung ist ein Ball, ein Ball und eine Enttäuschung. Das war in Amsterdam. Mein Vater hatte dort eine Tuchhandlung und war eine angesehene Persönlichkeit in der Kolonie der deutschen Großkaufleute. Eine der Familien gab einen Kinderball und ich – damals zwei und ein halbes Jahr alt – war geladen. Ich weiß noch gut, wie meine Mutter mich auf den Tisch vor dem Spiegel hob, damit ich mich im Putz bewundere. Ich sehe mich im gestickten weißen Kleidchen, mit kurzen blonden Löckchen, ein Korallenkettchen um den Hals. Aber ich bin immer kritisch veranlagt gewesen: mein Spiegelbild gefiel mir nicht. Im Ballsaal trat dann mein Schönheitsideal mir entgegen, ein neunjähriges Mädchen in einem Kleid aus rosa Wollmusselin mit

134

dunkelblauen Augen und langen goldig schimmernden Locken. Hingerissen, bestimmte ich, die junge Schöne solle mit mir tanzen. Aber leider verstand sie den hohen Vorzug nicht zu würdigen. Sie zog die Gesellschaft eines kleinen Kavaliere vor und wies mich ab. Beschreiben kann ich mein Empfinden in diesem Augenblick nicht, die Verblüffung, den Schmerz des Versmähtwerdens, die Kränkung meines noch gänzlich ungebrochenen Selbstgefühls, - beschreiben nicht, aber nachfühlen immer noch. Ich habe vor Weh geschrien, geheult, gebrüllt, daß alles im Saal zusammenlief in der Annahme, mir sei leiblich ein Unfall zugestoßen, während doch nur meine Seele sich ihre erste Beule im Zusammenstoß mit der Welt holte. Übrigens ein typisches Erlebnis. Auch in späteren Jahren hab' ich kein Glück mit den Menschen gehabt, denen ich beim ersten Sehen mein ganzes Herz entgegentrug. An jenem Abend kamen bald andre Kinder mit besseren Herzen, wenn auch nicht mit solch schönen

135

blonden Locken, nahmen mich bei der Hand, zogen mich tröstend in ihren Ringelreihen. Aber Surrogat bleibt Surrogat. Ich habe schon damals nicht viel für Surrogate übrig gehabt. Wir schieden dann bald von Amsterdam. Mein Vater siedelte auf seine Besitzung in der bayrischen Pfalz über. Das Paradies meiner Kindheit tat sich auf. Das Haus, in der Umgebung das Schloßchen genannt, war ehemals Sommerresidenz der Dompröpste von Worms gewesen. Aus seinen Fenstern sah man meilenweit ins Land über Weinberge und Kornbreiten auf viele Dörfer mit leuchtend roten Dächern und

schlanken Kirchtürmen, man sah die stolze Form des Wormser Doms, man sah Frankenthal. Die blauen Linien der Bergstraße schlossen das Bild ab. Ausgedehnte Gärten und ein Park mit vielhundertjährigen Bäumen gehörten zum Haus. Und jeder Baum war mir eine Person, die große Tanne, deren Stamm in Manneshöhe vier Menschen kaum umspannten, wie der bescheidenste Strauch. Und jeder

136

Vogel, jedes Käferchen war mir ein Wunder. Ich habe stundenlang am Bassin des Springbrunnens gestanden und mit den langen Stangen, die zum Aufdrehen der Hähne dienten, die Bienen herausgefischt, die beim Trinken ins Wasser geglitten waren. Aber wenn ich auch, die Ohrwürmer ausgenommen, jedes Geschöpf liebte, meine leidenschaftlichste Bewunderung galt dem graziösen und eigenwilligen Katzengeschlecht. Als ich einmal in Worms in einer Menagerie eine Tigerin mit drei sechs Wochen alten Jungen sah, bestürmte ich meinen Vater mir die drei Kätzchen zu kaufen. Und es kränkte mich tief, daß er, der mir sonst gütig jeden Wunsch erfüllte, sich weigerte. Die Erwerbung wäre um so passender gewesen, als es damals für mich feststand, daß der Beruf der Tierbändigerin der einzig richtige für mich sei. Ich war schon bedeutend älter, als mir die ersten Zweifel kamen, ob ich nicht doch lieber Missionär werden sollte mit der Aussicht auf den Tod am Marterpfahl und die Märtyrerkrone.

137

Ich bin beides nicht geworden. Die schönsten Träume gehen ja nicht in Erfüllung. Die Vorliebe aber für die Katzen ist mir geblieben, wenn ich mich auch bescheidenlich an die kleinen halte. Während ich schreibe, liegt Nina, eine der reizendsten des Angorastammes, neben mir und blinzelt mich schnurrend mit ihren Bernsteinaugen an.

Manchmal nahm mein Vater mich mit auf weite Streifereien durch das Land. Es war meine höchste Freude und auch diese Passion ist mir geblieben. Einmal besuchten wir einen verlassenen Fuchsbau. Der Weg war hoch mit Disteln und Brennesseln bewachsen, - für mich, die ich nach der damaligen Kindermode die Beinchen nackt trug, ein wahrer Marterweg. Aber ich schluckte meine Tränen hinunter und verbiß den Schmerz, damit nur ja mein Vater mich nicht ein andermal zu Hause lassen sollte.

Eigentlich bin ich ein sogenanntes Angstkind gewesen, in Folge einer schweren Hirnentzündung,

138

die ich bei unsrer Übersiedelung nach Deutschland durchgemacht hatte. Aus Furcht vor etwa noch später auftretenden verhängnisvollen Folgen hatte der Arzt jede Gemütsaufregung für mich verboten, jede größere geistige Anstrengung, jede Erschütterung des Kopfes durch Fall oder Stoß. Das hindert nicht, daß ich bei kühnen Kletterpartien recht häufig auf die Nase gefallen bin, mich oftmals gewaltig aufgeregt habe, und um mich zu beschäftigen wurde ich auch ungewöhnlich früh unterrichtet. Lesen lehrte mich meine Großmutter, die bei uns wohnte, noch nach der alten Buchstabiermethode. Es kostete mich einige Tränen, bis ich begriff, daß d-a da hieß und nicht dea. Aber ich war doch noch nicht fünf Jahre alt, als ich schon glücklich mit einem Buch stundenlang in einem Winkel sitzen konnte. Außer meinen Märchenbüchern interessierte mich besonders eine biblische Geschichte. Die Gesangbuchverse unter jedem Abschnitt konnte ich auswendig. Ihr Klang berauschte mich. Ich sprach sie laut vor mich hin,

139

während ich mit aufgelösten Haaren einsam im Park herumwandelte und vor Rührung weinte.

Das Schreiben sollte mir der Lehrer der Dorfschule beibringen. Er war ein älterer etwas heftiger Herr, der schalt und mit den Füßen trampelte, wenn meine fünfjährigen Finger die Haarstriche, die ich

stundenlang üben mußte, ihm nicht zu Dank zogen. Einmal vergaß er sich so weit, mir einen Klaps auf die Hand zu geben – nur einen leichten Klaps. Aber die Wirkung war groß. Wie eine Feder schnellte ich in meiner Empörung auf und rannte: „Mutter! Mutter!“ schreiend aus der Stube, er voll Schrecken hinterher. Aber ich war flinker. Treppauf, treppab durch alle Stuben und Säle – wir hatten einige zwanzig –, ging die Jagd, ich schreiend voran, der alte Herr, mich flehentlich beschwörend, hinterdrein. Unten in der Speisekammer fanden wir endlich meine Mutter in Beratung mit der Köchin. Sie, die immer Gütige, Verständige, sprach mich zufrieden,

140

brachte mich sogar an meinen Platz zurück. Aber der Lehrer hatte bei mir für immer verspielt. Ich haßte die Stunden, zu denen er kam. Ich hob kaum noch den Kopf, antwortete nur ja und nein, saß starr und steif und lernte nichts. Er kam auch mehr oft. Der arme Mann wurde krank und starb. Sein Nachfolger, wirklich ein Lehrer von Gottes Gnaden, begriff, daß eine volle Stunde lang unter den Augen des Lehrers Buchstaben malen für ein lebhaftes Kind Quälerei sei. So fing er an mit mir zu plaudern, scheinbar absichtslos, von Reisen, die der oder jener gemacht hatte. Er beschrieb die Fahrt, die Länder, in die er gekommen war, die Tiere, die dort lebten, die Pflanzen, die dort wuchsen. Manchmal erzählte er auch die sagenhaften Anfänge der Weltgeschichte. Das alles interessierte mich brennend. Ich fragte eifrig, er antwortete. Zuletzt sah er dann nach der Uhr und tat erschrocken. „O weh! wir haben uns wieder verplaudert. Deine Eltern wollen doch, daß ich dich schreiben lehre. Nun werden wir

141

beide Schelte bekommen.“ Worauf ich dann eifrig beteuerte: „Nein, lieber Herr Maurer, du sollst gewiß keine Schelte bekommen. Paß mal auf, wie ich mir jetzt Mühe gebe.“ Ich schrieb dann mit Feuereifer. Nach wenigen Wochen konnte ich meinem Vater einen sauber gemalten Glückwunsch zum Geburtstag überreichen und hatte dazu, ohne es zu merken, eine Menge Geographie, Naturkunde und Geschichte gelernt.

Da ich keine jungen Geschwister hatte, auch nicht einfach auf die Dorfstraße sollte, sahen sich meine Eltern früh nach passenden Spielgefährten für mich um. Die Wahl fiel zunächst auf zwei Bauerntöchter, viel älter als ich. Aber meiner hübschen Spielsachen wegen kamen sie gern. Nur wollten sie auch etwas davon haben. Fern von Puppenhaus und Kramladen mit mir im Park herumzulaufen langweilte sie. Darum suchten sie mich durch Schauergeschichten ins Haus zu graulen. Ich war infolge jener Gehirnentzündung ein sehr aufgeregtes

142

Kind, gequält von Angstzuständen und schweren Träumen. Fast in jeder Nacht verfolgte mich ein reißendes Tier, das mich zuguterletzt auffraß, wonach ich dann vor Entsetzen weinend stundenlang wach lag. Die beiden bereicherten meine ohnehin nicht arme Phantasie um einige Ungeheuer, von denen ich mich noch genau des „C-Tieres“ entsinne, eines Riesenschweins mit glatter Aalhaut, das auf den Hinterbeinen ging, in den Vorderpfoten ein großes Messer hielt und kleine Kinder, „sobald sie sich zu lange auf derselben Stelle verweilten“ abfing und schlachtete.

Nach diesem mißglückten Versuch bekam ich einen Knaben zum Gefährten, den Sohn unsrer Botenfrau. Diese Freundschaft dauerte drei Tage. Am ersten warf er mir einen schweren Ball mit solcher Wucht an den Kopf, der beileibe nicht erschüttert werden sollte, daß meine ganze kleine Person sich wie ein Kreisel im Sand drehte. Am zweiten trat er mir mit dem Hacken ins Auge. Zum Glück war's ein kleiner

143

Barfuß, sodaß das Auge nicht auslief, sondern nur zur Größe eines Kindeskopfs anschwell. Am dritten stieß er mich in das Becken des Springbrunnens, wo mir das Wasser über dem Kopf zusammenschlug. Eine weitere Steigerung seiner Leistungen warteten meine Eltern nicht ab. Sie gaben am vierten Tag meinen Freund mit Dank seiner Mutter zurück.

Darnach wurden zwei kleine Nachbarinnen gebeten, mich zu besuchen. Sie brachten noch eine dritte, eine Freundin von ihnen, mit. Mit diesen dreien hab' ich dann die Kinderspiele gespielt und wirklich glückselige Stunden verlebt.

Auch in die Handarbeitsschule der Dorfschule schickten mich meine Eltern dreimal in der Woche, damit ich Kinder kennen lernen, mit Kindern umgehen lernen sollte. Zwei Stunden lang lag regelmäßig mein Strickzeug mir im Schoß und ich starrte, staunte, wunderte mich über das mir fremde Treiben. Wenn um vier Uhr die Lehrerin, wie es festgesetzt war, mich heimschicken wollte, erwachte mein Ehrgeiz und

144

ich bettelte inständig nur noch eine einzige Viertelstunde bleiben zu dürfen, um zu arbeiten. Ich strickte dann sehr rasch, aber gar nicht schön. Der Lehrer behauptete einmal, daß durch die ungleichen Maschen meines Strumpfes die Spatzen fliegen könnten. Drei Jahre habe ich an diesem einzigen Strumpfpaar meines Lebens gestrickt – getragen habe ich es nie.

Als ich sechs Jahre alt war, bekam ich eine Erzieherin und in mein Lernen kam Ordnung und System. Mit meiner jungen Lehrerin verstand ich mich sehr gut. Ich hatte meine Eltern, die ich liebte, ältere Geschwister, die mich verzogen, ich hatte meine Freundinnen, meine Tiere, die Bäume des Parks, die verständliche Sprache zu mir redeten. Es steht nicht einer mehr von ihnen, aber ich kenne sie noch alle. In der Erinnerung wandle ich die Wege, die ich damals gegangen bin. Ich schwinge mich in der Schaukel auf dem Kastanienberg, sehe auf dem Nußberg die Sonne hinter dem breiten Kegel des Melibocus zur Ruhe sinken.

145

Ich war so glücklich in jenen Jahren wie nur ein Kind sein kann. Aber ich hatte noch nicht meinen achten Geburtstag gefeiert, da starb mein Vater. Meine Mutter zog mit mir nach Mainz, in die engen Gassen einer Festung. Das Paradies meiner Kindheit schloß sich hinter mir.

Ich bin in Mainz in die Schule gegangen, ich habe Freundschaften geschlossen, von denen einige heut' noch dauern über Land und Meer und Zeit und Schicksalswechsel hinweg. Ich habe als Neunjährige in dieser Stadt mein erstes Gedicht gedichtet: „An das Abendrot“, während ich Klavier übte, pflichtschuldig und sicher mehr schlecht als recht. Auch meine erste schaurig schöne Ballade entstand dort, an einem Sonntag morgen, als ich in die gute Stube geschickt wurde, um Staub zu wischen. Und Märchen und Geschichten in unzählbaren Mengen habe ich mir zusammengedacht in Schulstunden, die mich langweilten, die Hände auf dem Tisch still und artig dasitzend, eine

146

Musterschülerin, die Lob bekam für ihre Bravheit, während doch all meine Gedanken meilenweit fern schweiften von der Lehrerin und ihrem wohldurchdachten Vortrag. Ja, ich habe noch manche schöne und lichte Stunde verlebt in der engen, unfreundlichen Stadt, die mir immer verhaßt geblieben ist. Aber das Paradies hat sich doch für mich geschlossen in dem Augenblick, da ich von dem „Schlößchen“ und seinen Gärten mit den sprechenden Bäumen Abschied nehmen mußte. Dahinter begann das Leben auf der Erde.

